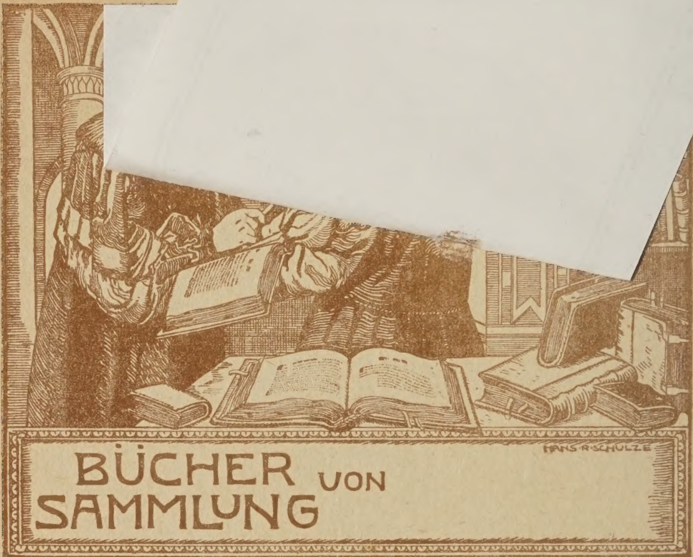
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


HANS·R·SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG



Zu dem Auffsatz „Weihnachtskrippen". (S. 96)
Adventsfeier in Neapel. Ländliche Musikanten spielen vor der Weihnachtskrippe.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

5. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart/Berlin/Leipzig/Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Grobschmiede

Novelle von Jakob Schaffner

In Meister Dubois Schmiede war Feierabend und zugleich Wochenschluß. Das letzte Pferd, das man beschlagen hatte, war des Husarenkapitäns Bertolet fuchsige Aurora gewesen, ein wildes, nichtsnutziges Luder, aber ein erfreuliches Reittier; es hatte sein Gehöriges bekommen gleich allen anderen, und nun führte es der Bursche Henri aus dem Hof.

„Sollte mich nicht wundernehmen, wenn ich sie vernagelt hätte," sagte der Meister, indem er dem schönen ungebärdigen Tier mit seinem Gesellen Jean Jacques unter der Tür seiner Schmiede nachsah.

„Wär' schade drum," sagte Jean Jacques tiefsinnig. „Es ist Rasse. Ergeben dem Herrn; teufelsmäßig gegen die fremde Hand. Ich möcht' das Tier heiraten."

„Nun, mein' Seel'," lachte der Meister, „dann habt Ihr's schlecht gemacht und seid zu tadeln, Jean Jacques. Ihr habt sie gehen lassen ohne Wort und Tort und könnt nun Eure acht Wochen warten, bis Ihr sie wieder zu sehen bekommt. Wer weiß, ob sich nicht indessen Bürgermeisters Marcel gut anmacht bei ihr? Der hat ja auch ein Aug' auf sie."

Der Geselle hatte erst verwundert aufgeschaut. Nun drehte er sich kurz um und murrte: „Die Aurora mein' ich, die Stute." Dann begann er in der Werkstatt herum aufzuräumen, während der Meister schmunzelnd seine kleine Holzpfeife ansteckte, die ihm während des Beschlagens ausgegangen war; er hatte einen guten Pfeil ins Ziel gebracht, und darüber hegte er sich nun.

In diesem Augenblick ging ein hochgewachsenes Mädchen mit einem blitzblanken Wassereimer über den Hof nach dem Brunnen. Sie ließ im Schreiten das aufgesteckte Oberkleid herab, und ihrer ganzen Art war anzusehen, daß sie ihren Tag allerwege nicht verloren hatte. Aber obgleich heute Putzjour gewesen war, trieften ihre Röcke doch nicht von Wasser, sondern wehten leicht und trocken im Abendwind um ihre behenden Glieder; so lagen auch ihre kastanienbraunen Zöpfe glatt und fest aufgebunden, und die lichte Ordnung ihres Scheitels war nicht durch die kleinste Zwischenkunft gestört.

Als sie den Meister in der Tür der Schmiede erblickte, blieb sie einen Moment stehen.

„Feierabend, Vater?“ fragte sie.

„Jawohl, Angele. Du auch?“

„Warum nicht? In einer Viertelstunde könnt ihr auch essen.“

Das sagte sie schon im Weiterschreiten. Jetzt langte sie am Brunnen an und stellte den Eimer auf. Dann ergriff sie den Schwengel, und alsobald kam ein voller, leuchtender Wasserstrahl aus der Röhre geschossen und stürzte sich mit Gebrüll in den leeren Kessel; aber der zweite lärmte schon weniger, und vom dritten an hörte man nur noch ein reichliches Strudeln und Rauschen.

Indessen hatte sich der Meister wieder etwas zurechtgelegt.

„Weißt du auch das Neueste, Angele?“ fragte er über den Platz hinüber nach seiner Tochter.

Sie ließ den Schwengel in der Schwebe und wandte den Kopf halb nach dem Fragenden.

„Es kommt drauf an,“ sagte sie. „Was ist’s?“

„Jean Jacques will heiraten.“

„So?“ erwiderte sie gleichhin, „ich wünsche ihm auch

Glück," und machte Miene, sich wieder ihrem Geschäft zuzuwenden.

„So warte doch," protestierte aber der Meister; „du weißt ja nicht, wen!"

Angele sah vor sich hin. „Nun, wen also?" fragte sie wie eine, die keine Zeit hat.

„Die Aurore," sagte der Schmied, und das Lachen steckte ihm hinten im Hals.

Angele zuckte die Schultern. „Warum auch nicht? Die Aurore ist ein tüchtiges Mädchen und hat Geld," sagte sie, und ihre Oberlippe kräuselte sich, daß die weißen Zähne hervorschimmerten. Dann holte sie den Schwengel mächtig herunter, und das Wasser strömte mit vollem Schwall rings über den Kessel hinab. Über die solchermaßen angerichtete Überschwemmung zog sie die Brauen zusammen, raffte dann mit der Linken das Kleid an sich, und schritt mit dem Eimer an der Rechten ohne Hast und ohne noch einmal umzusehen dem Haus zu, in dem sie schließlich verschwand.

Der Schmied war abermals zufrieden. Aber er hielt sich nicht länger mit Hegen auf, sondern klopfte seine Pfeife aus, die nicht mehr brennen wollte, und ging eine Tür weiter, um nach seinen Patienten zu sehen; er hatte immer das ein oder andere blessierte Stück Vieh im Stall stehen, Pferd und Rind, wie es ihm gerade das Zutrauen seiner Kundschaft zur Heilung in den Hof brachte. Nun wollte er sich über den Stand seines Spitals unterrichten, und dann der Einladung seiner Tochter folgen.

Nachdem der Meister abgezogen war, hantierte Jean Jacques noch eine Weile in der Werkstatt; darauf kam er wieder in der Tür zum Vorschein. Er hatte den halbbatzigen Diskurs vorhin wohl vernommen; und wie er ihm gleich nicht gefallen hatte, so verdüsterte sich auch

jetzt sein Gesicht wieder, als seine Blicke auf den Brunnen fielen und die Szene ihm rückwegig vor die Augen trat. Er machte einen ärgerlichen Bückling gegen den Brunnen. „Ich wünsche ihm auch Glück. Danke sehr. Wirklich, danke sehr.“ Dann spuckte er unmutig aus, lehnte sich gegen den Türpfosten und versank vom Fleck weg in Grübelei wie der Löffel ins Mus.

Der Meister kam vom Stall zurück. „Er erholt sich doch, der Wallach,“ bemerkte er im Vorbeigehen zu Jean Jacques. „Ich hab's ja gesagt: ein bißchen Sympathie und Käsekraut. Das hilft überall. — Kommt auch zum Essen,“ rief er noch zurück. Dann trat er ins Haus, wohin ihm bald darauf Jean Jacques folgte, immer unter innerlicher Fortentwicklung seiner schwerflüssigen Betrachtungen.

Nun saß alles am Tisch, Meister, Tochter und Geselle, und jedermann löffelte an seiner Suppe. Dabei überlegte sich der Meister, mit welchen Mitteln er am förderlichsten dem Wallachen fernerhin beistehen könne in der Heilung seines Übelwesens, während Angele bei sich überschlug, ob sie die noch einzukaufenden Frühbohnen vorteilhafter bei der Richette oder beim Gärtner Collin bekommen werde; die Richette gab sie billiger, aber Collin pflückte sie einem direkt von der Stange in den Korb. Bei Jean Jacques vollends war keine Frage, ob er an etwas dachte. Und diejenige, um die sich seine ganze Spekulation drehte, saß jetzt direkt vor ihm. Wenn er auch nicht nach ihr blickte, was ihm sein Charakter verbot, so fiel ihm doch der Schein ihrer leiblichen Anwesenheit von der Seite her in die Augen, und er hatte mächtig aufzupassen, daß ihm diese nicht in Nachgehung des Reizes ausglitten und etwa Angeles Hand folgend sich in ihr schönes Gesicht verirrten; daß er desto ungeteilter

mit beiden Ohren dem Klappern ihres Löffels wie einer guten Musik lauschte, das konnte sie hingegen nicht bemerken und ging daher auch nicht gegen den Charakter. Aber er blieb dabei: Es war verflucht, daß der Meister das sagen mußte von der Aurore; es war eine Anzüglichkeit, und jetzt dachte Angele wunder was. Gut, er hatte ausgegeben, daß er sie heiraten wolle, aber damit war doch weder diese vierbeinige noch die andere Aurore gemeint, sondern die anwesende Angele, weil sie dem Husarengaul glich, das heißt, in der Rassigkeit. Wild gegen die fremde Hand; treu gegen den Herrn. Das war's doch. Und nun mußte ihm da im Handumdrehen eine Konfusion daraus gemacht werden, daß er sich bald selber nicht mehr auskannte damit. Wissen hätte er bloß mögen, was er ihr zuleid getan hatte, daß sie ihm keinen Topf auf ihrem Simsen stehen ließ. Er war ihr doch wahrhaftig noch nie zu nahe getreten; im Gegenteil, immer sieben Schritt hatte man ihn können ihr vom Leib bleiben sehen. Und wie sie dann einfach auf keine Art zu erleben war, hatte er endlich in seiner Trübsal der Aurore nebendran angefangen bon jour zu sagen, und damit war der Teufel unter allen Ziegeln losgegangen. Was sollte eins nun dabei tun?

Plötzlich sprangen seine Gedanken um. Er hatte soeben eine Kartoffel in der Schüssel mit der Gabel angestochen; nun war zu sehen, daß er eine ganze Weile in dieser Position verharrte und sich angestrengt auf etwas besann. Wer konnte es denn wissen? So was war ja schon vorgekommen allem Vernehmen nach. Am Ende hatte er ihr bis jetzt einfach zu wenig Höflichkeiten erwiesen. Nun ja, er war einfältig und allmählich, und Weiber haben einmal gern scharwenzelt. Zwar, genau besehen, so konnte es doch wieder nicht recht stimmen; ein solcher

Grasbock war Angele nicht. Aber nichtsdestoweniger: der Versuch war ja nicht mit Feuer. Und war er's, so mußte er dennoch gewagt werden. Jeder Versuch mußte gewagt werden, bis keiner mehr übrigblieb.

Er zog die Kartoffel zu sich herüber, wobei Meister und Tochter streifweise einen Blick miteinander wechselten, aber zu keinem Einverständnis kamen, denn in den Augen des Meisters schillerte wieder der bunte Vogel, während Angele diesen Gesellen betreffend ein für allemal keinen Spaß mehr verstand. Aber jetzt mußte man bloß wissen, womit, so brauchte der Beginn überhaupt gar nicht zu warten. Etwas Artiges, Schickes sagen, war doch auch wohl keine Hexerei; das konnte Jean Jacques so gut, als der erste beste Windbeutel. Zum Beispiel: da lagen neben dem Teller die zwanzig Franken Wochenlohn in Gold. Er wußte, daß Angele die hingelegt hatte, wie vor acht Tagen, vor vierzehn Tagen. Nun sollte er aber just für einen Fünflivres Münze haben. Wie jetzt, wenn er ihr das ganz höflich sagte? Er würde dann gleich merken, ob etwas dran war.

Jean Jacques hielt mit dem Schälen ein und sah Angele an, zur Prüfung, ob man's riskieren könne. Dann stemmte er das Messer auf die Tischplatte, denn jetzt kam es.

„Mein Fräulein Angele, da fällt mir eben ein, daß ich sehr glücklich wäre, wenn Ihr mir für einen Fünflivres Kleingeld geben möchtet, nämlich wenn Ihr wolltet die Güte haben."

Da war's nun wie aus dem Komplimentierbuch gerissen, hatte auch gar nicht übel getönt, und war nur die Frage: wie nahm sie's auf. Jean Jacques schälte ruhig an seiner Kartoffel weiter, denn es würde jetzt ganz von selber kommen. Und es kam auch. Zuerst zog Angele die

Brauen hoch und sah ihren fröhlichen Vater an, dann wich ihr die Hand mit der Gabel in die Höhe vor Temperament, und kurz und klar entgegnete sie, Jean Jacques möge sich wechseln lassen, wenn's ihm zu grob sei.

Natürlich war's eine Dummheit gewesen von Jean Jacques, von allem Anfang an. Auf solche Flausen ging ein solches Weibsbild nicht ein. Aber recht geschah ihm, und jetzt wußte er auf alle Fälle, wie er mit ihr daran war.

Als er vom Essen aufstand, fragte er zum Meister hinüber, ob er morgen früh nötig sei, sonst wolle er über den Sonntag bei der Großmutter bleiben.

Aber Jean Jacques war nicht nötig und konnte bleiben, wo er Lust hatte. Da dankte er und trollte sich.

Nachher räumte Angele den Tisch ab. Sie war dabei vorsichtig, daß sie ihrem Vater nicht ins Gesicht sah, und zwar deshalb und deshalb, und weil ein Blinder merken konnte, daß der sich wieder hegte. Aber der Sachverhalt war, daß er als erfahrener Mann seine eigenen Gedanken hatte über das Wesen und Treiben vieler Menschen und seinen Spaß obendrein, welchen ihm niemand nehmen konnte.

In seiner Kammer saß Jean Jacques eine halbe Stunde regungslos auf dem einzigen Stuhl, und besah die Spitze seines rechten Holzschuhes. Alsdann hielt er eine Rede.

„Unsereins ist gerade wie ein Käfer, der immer um eine Kugel herumläuft und dabei seine Fühler stellt, pressiert und eine Meinung hat, wie er vom Fleck kommt in der Welt. Wenn man's so sieht, so lacht man sich was über

dem dummen Vieh seinen Insektenverstand und kommt sich verteufelt schlau vor im Vergleich mit dem Tier. Aber macht man's denn anders? Kriecht man nicht jahraus jahrein an seiner alten Wochenkugel herum und weiß nicht wozu? Denn was kommt dabei heraus? Daß man wieder einen Fuchs auf die Kasse tragen kann? Ist auch was! Ich hätte größeres Pläsier davon, wenn ich ihn in der Sonne über die Marne tanzen ließe. Trüg' ich ihn fort, wenn ich etwas mit anzufangen wüßte? Wegen dem Geschäft? Hat sich was mit dem Geschäft. Dafür brauch' ich kein eigenes Geschäft, um mich mit störrischen Pferdsknochen abzuplagen. Ein Geschäft hat man für Weib und Kind. Aber das hat nun der Teufel schon gesehen."

Jean Jacques wollte noch etwas sagen, aber er verschluckte es und tat außerdem noch einen Pfropfen drauf.

„Tausend Donnerwetter," seufzte er, stand auf und ging gegen die Schrankecke, wo er auch das weitere verlauten ließ, nämlich: „Ich wollte, es wäre Krieg, mit den Preußen oder sonst mit wem, drei Jahre lang, und ich bisse ins Gras eine Viertelstunde vor Frieden. Dann wär' ich den Quark los."

Es war das nun die längste Rede, die von Jean Jacques jemals gehalten worden war; auch hatte er noch nie einem Gedanken so tief nachgegraben. Er war es sonst zufrieden, daß die Professoren das Denken und die Deputierten das Reden auf sich genommen hatten; so konnte er umso ungeschorener seinen Schmiedehammer handhaben. Fand er sich aber wirklich einmal gezwungen, sich mit irgend einer Frage auseinanderzusetzen, so glich die Art, wie er ihr auf den Leib rückte, immer einem Frontangriff der alten Garde; nur daß die Schlacht nie etwa

mit der Vernichtung des Gegners oder sonst einer klaren Entscheidung endigte, sondern wenn Jean Jacques seine schwerrädrigen Batterien vor den Schanzen des Gegners postiert, auch den ein oder anderen Kernschuß getan hatte, so war es Nacht, und man mußte nach Hause.

„Ich weiß aber schon, was ich tue," murrte er noch in die Ecke hinein, vor der er stand; dann warf er die Holzschuhe von den Füßen, die, ihres Dienstes entlassen, sich fröhlich über den reinlichen Backsteinboden an ihren Platz unters Bett wälzten. Die Lederschürze hing er an ihren Nagel, von dem er zuvor Wams und Mütze heruntergenommen hatte, und aus der linken Tasche des ersteren langte er ein blau-weiß-rot gestreiftes Halstuch hervor, das er sich alsogleich umband. Er knüpfte einen mürrisch männlichen Knoten und kümmerte sich nicht darum, ob er genau untern Adamsapfel zu sitzen kam oder daneben. Dazu setzte er sich die dunkelgrüne Mütze auf den schwarzen Haarwust; als er aber nach der Jacke griff, besann er sich noch eines anderen und zog die Hand zurück. Er riß die buschigen Brauen zusammen und dachte einen Augenblick nach.

„Es geht in einem zu," murmelte er, „und sein muß es ohnehin."

Darauf öffnete er die Schranktüre, fuhr mit seiner schwärzlichen Faust zwischen die aufgehängten Kleider hinein, und brachte eine Hose ans Tageslicht.

Das war sie, die mit dem Loch seitwärts in der Sitzgelegenheit. Er bohrte den Finger hinein und zog daran; und als es nachgab und links und rechts ein schmerzliches Maul aufsperrte, nickte er befriedigt.

Zugleich erinnerte er sich, daß auch unter seiner Wäsche sich einige pauvere Stücke befanden, und er nahm die sorglich Gefalteten herab und warf sie auseinander.

„Da hat man's ja," knurrte er eines der derbgewobenen Hemden an und stieß ihm den Daumen durch den Rücken. „Nichts ist's mit dem Verlaß da!" Und er tat dem zweiten ebenso. „Lumpenzeug ist's," schimpfte er still vor sich hin. „Nicht einmal einen Puff hält's aus. Mit so was soll man dann in die Fremde. Ich werfe ihr den ganzen Bettel auf den Tisch, und wenn sie sich den letzten Zahn ausbeißt vor Zorn."

Damit schmiß er Hose und Hemden zu einem Bündel zusammen, schlug die Schranktür zu und fuhr in seine Jacke. Eben wollte er die Türfalle in die Hand nehmen, da stutzte er und horchte zurück. War das nicht seines Bruders Stimme, die im Hof drunten lärmte. Was der Junge da wollte? Nun ja, die Großmutter hatte ihn nach Jean Jacques Wochenwäsche geschickt. Aber mit wem hatte er's überhaupt? Zwar halt einmal, hatte nicht vorhin Angele in den Hof hinab etwas wegen den Hühnern gescholten? Er hatte nur halb drauf hingehorcht. Aber höre da einer den Bengel an.

„Gack, gack, gack! Ein Rätsel: Macht: Gack, gack, gack! und scheuert die Pfann'? Was ist's? Eine Schmiedstochter."

„Teufel, die Augen möcht' ich sehen, die sie jetzt macht," dachte Jean Jacques. „Na ja, er soll sich aus dem Hof scheren. Recht hat sie; ich will's ihm nur auch sagen."

Mit diesem Vorhaben trat er ans Fenster und sah in den Hof hinab. Da stand der Schlingel breitbeinig in der Sonne und hatte beide Hände in den Hosensäcken.

„Wißt Ihr, was die Großmutter gesagt hat, Jungfer Angele? Ich soll im Vorbeigehen auch drauf merken, hat sie gesagt, ob die Angele die Hörner immer noch stellt."

Und die Angele flink wie der Teufel: „Nein, sie wirft sie jetzt!“ Zugleich sauste ein Holzschuh durch die Luft in die Sonne heraus, und wie auf Kommando fing der Junge an zu heulen und auf dem Pflaster herumzuhinken.

„Halunk, der,“ dachte Jean Jacques, „ich hab' doch gesehen, daß sie ihn gefehlt hat, um einen halben Schuh, nicht weniger. Und bei Gott, sie springt ihm in den Sack. Der wird auch gleich loslachen. Da guckt er auf. Was sagt er?“

Wie zuvor stand der Junge wieder breitbeinig da. „Ich will Euch was sagen, Jungfer Angele: Ihr habt zu weit links geworfen, wenn Ihr wißt, was links ist,“ höhnte er gemütlich. Dann nahm er den Holzschuh auf. „Aber schönen Dank, Jungfer; der Holzschuh wird so oder so zu brauchen sein. Entweder Jean Jacques schließt ihn zu dem Nastüchlein, das er von Euch gefunden hat, oder die Großmutter kocht morgen früh den Kaffee damit, oder ich mach' ihn auf der Marne zum Admiralschiff.“ Dann trompetete er durch die Nase, pfiff dem Dampfkarussell auf den Fingern nach und hätte noch eine unendliche Menge Schabernack losgelassen, wenn nicht Jean Jacques gefunden hätte, es seien endlich der Frechheiten genug.

„Ob du jetzt Ruhe gibst, Lärmmacher!“ rief er aus dem Fenster. Und als der Junge herumfuhr, warf er ihm das Bündel hinab. „Da nimm das. Und warte mir auf der Straße draußen.“

Damit verließ er sein Zimmer und stieg die Treppe hinab. Als er gegen die Küche kam und Angeles kräftiges Hantieren mit dem Geschirr vernahm, verlangsamte er seine Schritte in der Annahme, Angele werde ihm jetzt etwas zu sagen haben. Diese hatte nicht das Ende der

Eulenspiegeleien abgewartet, sondern sich beizeiten mit dem Gedanken an Jean Jacques, den sie haftbar machen wollte, vom Fenster ab und wieder ihrer Arbeit zugewandt, nachdem sie jenes geschlossen und ihre Füße mit Lederpantoffeln versehen hatte. Als er nun an der Küchentür erschien, drehte sie sich halb um und räusperte sich.

„Ihr werdet dann so angenehm sein, Eurem Bruder Lausejungen zu sagen, daß er nicht mehr auf den Hof zu kommen braucht. Für derartige Besuche läßt man in Zukunft die Dogge los."

Das warf sie ihm mit der größten Ruhe vor die Füße, und klapperte dann mit dem Geschirr weiter, als hätte sie nur gesagt: „Schönes Wetter heut". Sie hatte auch den Holzschuh reklamieren wollen, aber das war nicht so schön flach zu werfen, wie das andere. Er hätte immer sagen können: „Holt ihn selbst; ich hab' ihn nicht aus dem Fenster vertan," während er das mit dem Jungen glatt einstecken mußte.

Jean Jacques anderseits hatte wirklich gehofft, sie werde den Holzschuh von ihm fordern, und er wäre ihr ohne weiteres dienstbar gewesen, sogar mit einer gewissen Zufriedenheit, auch wenn sie's noch doppelt so hochmütig hergeworfen hätte; es hätte doch zu irgend etwas führen können. Als ihm nun aber das kalte Krötending vor den Füßen platzte, ging ihm ein richtiger Ruck durch Leib und Seele. „Schon gut," sagte er kurz und schritt mit gerunzelter Stirn weiter. Jetzt war Schluß.

Darauf befand sich Jean Jacques mit seinem nichtsnutzigen Bruder auf dem Weg zur Großmutter. Der Junge hätte jetzt allerlei Possen auszukramen gehabt,

aber er merkte wohl, daß Jean Jacques Tür und Tor verschlossen hatte, vor ihm und aller Welt, und kannte ihn zu gut, als daß er trotzdem gewagt hätte, mit seinem Risiko daran anzuklopfen. Das meiste, was er bisher in solchen Fällen erreicht hatte, war etwa ein Knüttel gewesen, der ihm aus irgend einer blitzschnell aufgerissenen Tagluke an den Kopf geflogen war. So hielt er sich zwar klüglich beiseite, dachte aber nicht im entferntesten daran, dieserhalb seinen Narren in die Mönchskutte zu stecken, es wäre denn gewesen, um einen desto besseren Streich darin auszuführen.

Mit den Blicken eines Scheidenden schaute Jean Jacques im Ausschreiten vor sich auf das rote Backsteinpflaster der Straße nieder — alle Straßen und Plätze der Stadt und alle Korridore und Stubenböden in den Häusern waren mit rotem Backstein belegt. Es sollte bald das letzte Mal sein, daß Jean Jacques diesen Weg machte, so weit war er mit sich im reinen. Fort wollte er, und nie mehr wieder kam er.

Wo sich aber eines zu scheiden anschickt, da kommen die Freunde herbei und strecken bittende Hände aus, und steigen allenthalben Erinnerungen herauf und sehen aus verwunderten Augen auf den, der sich da bereitet, sich aus ihrem Kreis loszureißen. Das erfuhr auch Jean Jacques, denn er konnte gehen und stehen, wo es immer war in der Stadt und ihrer Umgebung, so begegnete ihm ein bekanntes Gesicht oder winkte ihm der stille Schatten eines Erlebnisses vertraulich zu. Da war gleich die Probe. Schritt er jetzt nicht neben dem Rinnsal her, das in der Mitte der Straße die Regenwasser den Abflüssen zuführte? Und wann in einem gewissen Zeitraum hatte er ein Regenwetter oder einen Gewitterguß vorbeigehen lassen, ohne mit ein paar Gleichgesinnten seine Fregatte

auf den Fluten hinabtreiben zu lassen. Golfstrom hieß die Fahrgelegenheit, und er sah noch heute die Masten schwanken und die Schiffe im Kampf mit den Wellen bald den Bug und bald das Steuerteil aufwerfen. Manchmal wurde ein abgetriebenes Fahrzeug von den Piraten weggefangen; dann setzte es Krieg. Manchmal verschlang die Charybdis einen Schoner mit Mann und Maus. Und einmal hatte ihm eine Kuh einen nagelneuen Kauffahrteifahrer zertreten.

Ein Lächeln trüb wie Regenleuchten glitt bei diesen Erinnerungen gleichsam unter seinem Gesicht durch. Dann erhob er die Augen und erblickte die Stelle, wo seit undenklichen Zeiten das Gericht der Sechse den eingefangenen Räuberhauptmann ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen ließ. Jean Jacques erinnerte sich, daß er einmal seinen Häschern fünf Tage lang zu tun gegeben hatte. Schließlich war Bürgermeisters Marcel auf die Idee gekommen, seines Vaters Jagdhund dem berühmten Räuber auf die Spur zu hetzen. Da aber das Tier keinen Spaß verstand, wurde Ernst aus dem Spiel und schließlich der Hund von Jean Jacques mit einem Knüppel totgeschlagen; er selber trug eine zerrissene Hose und eine Bißwunde im Bein aus dem Kampf davon; doch blieb er durch das ganze Jahrhundert hindurch der einzige Räuberhauptmann, der nicht gehangen werden durfte.

Als Jean Jacques an des Bürgermeisters Marcel dachte, senkte sich der Schatten wieder auf seine Stirn. Seine Lippen verzogen sich in Bitterkeit, und so tief hingen seine Brauen nun über seine Augen herab, daß er wirklich den artigen Kranz nicht sah, den der Brunnen vor dem Rathaus um sich versammelt hatte, lauter wasserschöpfende, zungenwendende Schöne, die jetzt alle

die weißen Nasen nach dem finsteren, mannhaften Schmiedgesellen reckten. Jean Jacques bemerkte nichts, sah nicht die sechsfach schimmernde Frage in einem halben Dutzend heller Augenpaare und die unreife Kußhand, die der Junge den kichernden Mädchen zuwarf, hörte nicht das silberne Auflachen, das darauf folgte und das Klappern der zwölf Holzschuhe auf dem roten Backsteinpflaster, und sah schließlich und endlich auch nicht die lange Nase, die der Junge der bespotteten Kußhand folgen ließ. So sehr gab ihm Marcels gelber Haarschopf in Gedanken zu schaffen.

Und so weiter schritt das ungleiche Brüderpaar durch das abendlich bewegte Städtchen. Nun kam noch eine backsteinbelegte Straße und ein kleiner Platz, dann die Schustergasse, die Torgasse und das untere Tor. Und neben dem Tor links wohnte die Großmutter.

Sie traten ins Haus, Jean Jacques voran, der Junge hintendrein. Sie traten in die Wohnstube, zuerst Jean Jacques, dann der Junge. Die Großmutter saß am Fenster und sah ihnen entgegen. Jean Jacques sagte düster: „Guten Abend", wandte sich an ihr vorbei ins Zimmer hinein, warf seine Mütze nach dem Huthaken, wo sie hängen blieb, und setzte sich wortlos und trübsinnig auf die Ofenkunst, ob es gleich mitten im Sommer war. Der Junge hielt sich mit kurzem Abstand hinter ihm. Wie Jean Jacques murmelte er einen guten Abend unten herauf, warf hinter ihm seine Mütze nach dem Haken, wo sie allerdings nicht hängen blieb, ging ihm langbeinig nach in die Zimmertiefe, und setzte sich mit hörbarem Seufzen neben ihn auf die Ofenkunst. Darauf geschah eine ganze Weile nichts weiter.

Die Großmutter aber machte immer rundere Augen nach der Ofenkunst hin. Endlich wurde ihr der Affe zu

blau. Sie legte ihren Strickstrumpf auf den Fenstersimsen samt dem Wollgarnknäuel und erhob sich zu ihrer ganzen ansehnlichen Höhe. Dann ging sie auf die Ofenkunst zu, weder schnell noch langsam, und wandte sich zuerst an den Jungen mit einer Ohrfeige. Dieser hatte sich zwar schon mit einem Bein seitwärts von der Kunst herabgemacht, war aber in seiner Bewegungsfreiheit durch das Bündel behindert gewesen. Nun reichte er dieses hurtig der Matrone, um ihrem Geist eine andere Richtung zu geben.

„Ich würde doch zuerst da hineinsehen," sagte er dringend; „das ist viel wichtiger. Übrigens gehe ich jetzt noch ein wenig vors Tor promenieren. Empfehle mich allerseits."

Damit war er schon in der Tür, und gleich darauf erklang sein spatzenhaftes Pfeifen im Tor.

Die Großmutter aber kehrte sich kopfschüttelnd mit dem Bündel an den Tisch. „Da hab' ich dir zwei Enkelbuben zusammengekriegt, bewahr mich Gott vor mehr!" sagte sie. „Den einen reitet der Teufel, und den anderen reitet er auch. — Laß sehn, was steckt da drin."

Wenn die Großmutter redete, so kam ein allereinziger blitzweißer Zahn in ihrem beweglichen Mund zum Vorschein, ein Zahn, den sie mit derselben Sorgfalt pflegte, wie irgend eine junge Schöne ihr ganzes blühendes Gebißlein, und der sich als der letzte eines ganzen stattlichen Geschlechts seit Jahren hartnäckig auf seinem ausgesetzten Posten hielt. Ihr anderes Hauptstück waren ihre scharfen blauen Augen, die sie nun gerade mit sprachlosem Erstaunen auf das erste der beigebrachten maroden Hemden richtete. Jean Jacques merkte wieder nichts, denn er starrte beharrlich seine Füße an. Er sah nicht den bedeutungsvollen Blick, den sie ihm zuwarf, und den

doppeltgeladenen, als ihr das zweite Hemd vor Augen kam. Das dritte Stück aber ließ sie gleich wieder sinken vor Verblüffung, denn es war die Hose mit dem unterstrichenen Schaden. Doch verriet Jean Jacques nicht die geringste Überraschung, als die geärgerte Matrone plötzlich vor ihn hintrat mit dem mißhandelten Kleidungsstück in der Hand.

„Weißt du, daß ich Lust habe, dir die Hose um die Ohren zu schlagen?" sagte sie. „Was will das heißen, ein Stück Kleidung so zu verschänden? Ich sehe doch wohl, was ordentlich verschlissen und was mit Gewalt verdorben ist. Was sollen die Ludereien mit des Herrgotts Zeug?"

„'s ist nur, weil die Stopfereien nichts taugen," erwiderte Jean Jacques mit dem Gleichmut der Geistesabwesenheit. „Setze einen rechtschaffenen Flicken ein, daß es einen Stoß aushält. Wenn ich einmal fort bin, kann ich nicht mit jedem Nadelstich zu dir laufen."

Da zog die Matrone die Augenbrauen in die Höhe und tat einen leisen Pfiff an ihrem Zahn vorbei, was so viel heißen sollte, wie: Also so weit sind wir im Text. Dann stieß ihr aber der Ärger noch einmal auf über die Ruinierung der vorhabenden Garderobe; sie warf die Hose unwirsch auf den Tisch und setzte sich auf ihren Platz am Fenster zurück, wo sie ihre vorige Beschäftigung wieder aufnahm und eine gute Zeitlang geärgert weiter betrieb.

„Jean Jacques," sagte sie dann endlich, ohne aufzusehen.

„Was beliebt, Großmutter?"

„Ich will dir einmal was sagen."

„Ich höre."

Sie sah nach ihm hinüber.

„Du bist ein Schaf, Jean Jacques."

„Kann sein, Großmutter," klang es resigniert von der Ofenkunst her.

„Denn warum wolltest du sonst fort, Jean Jacques?" Sie strickte wieder.

Jean Jacques seufzte.

„Es ist nicht deshalb, Großmutter," brachte er dann aus seiner hintersten Ecke hervor, „sondern es ist mir alles verleidet. Ich will in die Fremde und mich lustig machen. Was soll man da noch lange brav sein wollen, wenn einem nichts gerät und ein anderer, weil er Geld hat, tun kann, was er will? 's ist nichts mit dem Gottessegen auf der Bravheit. Auf Goldrollen gleitet man am lieblichsten durch die Welt und auch in den Himmel hinein, wenn man sich einen guten Schwung hat geben lassen. Aus ist's, und jetzt fang' ich an zu lumpen."

Im Gesicht der Großmutter zuckte es.

„Mußt du denn darum stracks fortlaufen?" sagte sie. „Lumpen kannst du auch hier und brauchst nicht einmal ins Wirtshaus dafür. Wir legen uns ein Faß Bordeaux zu und verläppern's miteinander. Denn punkto Gesellschaft, so gibt's überhaupt keine bessere, als so ein altes Weib, das einen weg hat. Ich will dich schon feucht halten; so viel wie du vertrag' ich immer noch. Hm?"

Jean Jacques schüttelte in ernsthafter Betrübnis den Kopf.

„Ich will aber mehr vertragen lernen," sagte er halblaut.

„Ja dann," entgegnete sie. „'s ist also aus mit der Aurore?"

„Der Marcel hat sie weg."

„Der Aff' im Frack. Gott sei gelobt. Amen. Hast du ihr gesagt, daß du sie willst?"

„Gesagt?“ wiederholte Jean Jacques und dachte nach. „Nein, gesagt hab’ ich ihr nichts. — Und wollen hab’ ich sie ja eigentlich auch nie.“

„So? Dann habt ihr da draußen irgendwo eine Katze, die Aurore heißt?“

„Nein, aber ein Pferd. Warum?“

„Wegen dem blauen Band, das ich hab’ kaufen müssen für die Aurore. Wo ist das hingekommen?“

„Das liegt noch bei mir in der Schublade.“

Die Matrone horchte auf.

„Kann die Angele über die Schublade?“

„Über —? Ja, das schon. Weshalb?“

„Wegen nichts, mein Sohn. Wenn du nun aber die Aurore nicht gewollt hast, warum willst du jetzt dennoch fort?“

„Der Marcel — weil sie der hat,“ entgegnete Jean Jacques düster.

„Blödsinn, Jean Jacques. Wenn einer ein Mädchen nicht mag, so ist’s ihm egal, wer’s nimmt.“

„’s ist aber wegen der Angele,“ brachte nun Jean Jacques vor und stockte dann.

„Nun?“ fragte die Matrone. „Was hat da die Angele im Bad zu tun, wenn du wegen der Aurore fort willst?“

„Ich hab’ aber die Angele wollen, nicht die Aurore.“

„Ja so!“ sagte die Matrone trocken. „Und nun hat der Marcel die auch weg.“

„Nein, aber sie will mich ja nicht,“ entgegnete Jean Jacques kummervoll. „Dann hab’ ich mit der Aurore angefangen vor Elend. Nun nimmt mir die der Marcel vorweg. Nichts soll man haben einfach. Aber ich lang’ mir ihn noch her, bevor ich gehe.“

Die Großmutter stutzte ernstlich. „So, also sie will dich

nicht? Und du hast bei ihr angefragt, aufrichtig und rechtschaffen? Und sie will dich nicht, Jean Jacques?"

„Nein," seufzte Jean Jacques. „Das heißt, gefragt hab' ich da nicht erst lange, wo ich's nur darf naß in den Brief schreiben. Ich hab's, mein' ich, jetzt schon sauer genug. Nachher wär's gar nimmer zum Aushalten."

„Ja, jetzt sitz' ich wieder gerade," sagte aufatmend die Matrone und in ihrem Gesicht zuckte es wieder. „Nun schon. Geh du nur hin und laß den Marcel was spüren, da hast du ganz recht. Dann schnürst du dein Bündel und machst dich aus dem Staub, so bekommen auch wir unser Teil und die Angele besonders. Was? Die wird dir zanken, wenn du sie so am Seil herunter läßt! Nicht? Dann nein. Du weißt doch wenigstens, was du willst."

Sie nahm ihr Strickzeug wieder vor und abermals war es eine Zeitlang still. Nur die Nadeln klapperten und die Uhr tickte.

„Heilige Jungfrau," stöhnte endlich Jean Jacques aus seiner Bedrängnis heraus, „ich wollt', ich wäre tot oder recht reich. Wozu muß man eins denn auch lieb haben, wenn's einen dafür haßt?"

Die Matrone nickte.

„Es kommt alles wieder," sagte sie. „So etwa hab' ich vor fünfzig Jahren auch einmal geseufzt, und du bist jetzt also gewissermaßen deine eigene Großmutter geworden."

Sie sah ihn an und schüttelte den weißen Kopf.

„Wenn ich jetzt du wäre, ich wüßte, was ich täte, und bin kein Mannsbild. Aber weißt du, was ich damals tat, Jean Jacques?" Sie sah ihn fast grimmig an. „Deinen Großvater heiratete ich. Der war ein armer Schelm, aber ein frischer Bursch und führte einen geschickten Hammer. Und die Dämlichkeit, Jean Jacques, die war da-

mals noch nicht in deiner Familie, sonst hätt' er's nicht zuwege gebracht. Ich war ein wilder Teufel — just wie die Angele, Jean Jacques. Aber dein Großvater hat's fertig gekriegt und mir die Flausen auf einmal ausgetrieben, und ich hab' ihm auf dem Totenbett noch gedankt dafür. Ein Bursch wie du, Jean Jacques, nur daß in seinem Krauskopf ein Eigensinn steckte und kein Jungfernschwarm."

In Jean Jacques stieg der Ärger auf über die letzten Worte.

„Du tätest gescheiter und erzähltest, wie das zugegangen ist," grollte er, „so wäre möglich, etwas zu lernen von deinem Großvater. Wie soll unsereins bei deinem verflixten Weiberregiment dem Dinge auf die Sprünge kommen? Geschimpft ist noch lange nicht beschlagen."

In ihre Augen flog ein Wetterleuchten, und sie hatte Mühe, nicht zu lachen.

„Ei, jetzt prahlhanse du auf deiner Ofenkunst," entgegnete sie. „Muß ich mich etwa nicht in die Alteweibermühle stecken lassen, wenn du überhaupt einmal zu einer Frau kommen sollst? Aber ich will dir noch was anderes sagen, Jean Jacques: wir brauchen die Mühle nicht einmal: mein Herz ist jung, was bedarf's mehr?"

Indessen Jean Jacques sah nun nach seiner Mütze.

„Großmutter," sagte er ernsthaft, „jetzt ist genug Heu unten. Ich bin dein Enkelsohn, gut. Aber entweder du erzählst oder du erzählst nicht. Weiteres ist überflüssig." Worauf er mit der unterbrochenen Betrachtung seiner Schuhe fortfuhr.

Die Matrone gruchste und nahm an ihrem Strickstrumpf eine neue Masche auf. Dann setzte sie sich tiefer

in ihren Stuhl hinein, und nach einer Weile begann sie zu erzählen.

Ich hatte so meine zweiundzwanzig Jahre in der Tasche und dein Großvater achtundzwanzig. Wir kannten einander schon, aber weiter als zu Grobheiten hatten wir's noch nicht gebracht. Er arbeitete beim Bachschmied, dem Urgroßvater einer bekannten Angele. Ich diente beim Maire, dem Großonkel eines ebenfalls bekannten Marcel. Beim Maire gab es Polsterstühle, Hasenbraten und weiche Betten; dein Großvater hatte schwarze, schwielige Hände, und hie und da hing ihm ein Strohhalm an von seiner Schlafgelegenheit. Ich hatte mich hoch und heilig verschworen, daß ich nie und nimmer deines Großvaters Frau werden wolle; dabei konnte ich nicht sagen, daß er mich gefragt hätte oder auch nur besonders nach mir umsah, wenn ich ihm in den Wurf kam. Aber dem saß der Blick tief im Kopf drin, und wenn dann eine wilde Gans meint, sie wolle so einem den Vorstand abgewinnen, so hat sie die Federn falsch gekräuselt.

Aber den jungen Maire wollte ich auch nicht, ob er gleich ein schlanker Herr war und seine Augen nach allen Seiten stellen konnte. Und warum nicht? Weil er weichere Hände hatte als ich; das ging mir an wie dem Hund die Katz'. Auch konnte ich ihn nicht gegen deinen Großvater ausspielen; wenn ich in Gedanken die beiden nebeneinander stellte, so hatte der junge Herr Maire immer Angst. Und darum wollte ich auch den nicht. Hatte mich aber ebensowenig darum gefragt, wie dein Großvater, Jean Jacques.

Das ging so seine Zeit, bis ich auf einmal wütend wurde. Kreuz Leviten, sagte ich, ich möchte nur wissen, was mich das Mannsvolk angeht. Die machen, ich gucke

keinen mehr an von ihnen. Ich bin ohne Mannsvolk auf die Welt gekommen und groß geworden: ei, so wird man doch auch ohne Mannsvolk wieder klein werden und ab der Welt kommen können! Man muß ihnen nur einmal recht zeigen, daß man sie nicht braucht, so ist sofort jedes Huhn ohne Laus. Ich spiel' ihnen eins!

Anderen Tags geh' ich zur Jenny, meiner Freundin, was bisher meine Lehrmeisterin gewesen ist im Schimpfen auf die Mannsleut. „Jenny," sage ich, „Jenny, wir machen zu Fastnacht ein Paar zusammen, gehen aufs Rathaus zum Tanz und lassen alle abblitzen, wie sie angestolzt kommen, alle, sag' ich, daß sie einmal einen rechten Ärger haben."

Nimmt die Jenny den Schürzenzipfel und wickelt ihn einmal um den Finger und einmal ab dem Finger. „Es geht eben nicht," sagte sie dann, „der François Schönwetter hat mich schon erfragt."

Maul und Nase hab' ich dir aufgesperrt. „Der François Schönwetter?" sag' ich dann. „Der François Schönwetter, an dem du kein gutes Haar gefunden hast alleweil?"

Dreht sie sich um sich selbst, lächelt und bekommt rote Ohren.

„Eben darum," sagt sie. „Und dann hab' ich ihn ja auch noch nie so nah gesehen bisher."

„Aber dein Schimpfen und Schwören," warf ich ihr vor. „Hast du denn keine Ehre im Leib?"

Da lacht sie noch besser und wird zündrot.

„Weißt du," sagt sie, „es schimpft eine jede so lange, bis sie das Maul geschlossen bekommt. Und der François Schönwetter führt einen wackeren Kuß."

Damit ist sie weg, und ich steh' da und hab' ein Gefühl am Kopf, als wüchsen mir Kuhhörner.

Was tun jetzt? Allein gehen? Und dann deinem Großvater in den Weg laufen? Ging nicht an. Also vom Tanz wegbleiben. Aber ich allein von allen? Das konnte schon gar nicht das Rechte sein. Oder doch solo? Und auf einmal kam mir's. Wozu bist du so groß und stark, dummes Weibsbild? Mithin folglich gehst du als Mann und machst die kleinen Mädel bange. —

Jean Jacques schaute seiner Großmutter ins Gesicht mit einem leisen Staunen und einem Achtelslächeln im Blick.

„Ja, Jungfer Jeannette, so ein Bursch' war ich vor fünfzig Jahren!" sagte die Matrone.

Und Jean Jacques zog wieder die Stirne kraus und sah weg. Immer mußten die Menschen anzüglich sein.

Gedacht, getan, fuhr die Matrone mit ihrer Geschichte fort. Als der Tanz anging, erschien ich in einem schwarzen Männerdomino und mit einer schwarzseidenen Maske. Ich hatte ein Paar Schuhe vom jungen Herrn Maire angezogen und ein paar Strähnen von meinem Haar so über die Backen herabgenommen, daß sie wie ein schwarzer Bart unter meiner Maske hervorsahen. Ein Paar gekaufte Mannshandschuhe waren da mit Wolle ausgestopft, wo ich mit den Fingern nicht hinreichte, daß mich meine kleine Hand nicht verraten sollte. Und vom alten Herrn hatte ich eine ausgetragene Hose an den Knien abgeschnitten und über die Strümpfe gezogen. Ich brauchte sie gar nicht erst unter den Gummizug zu nehmen, sie saßen von alleine fest; wir waren allerwege ein gutbesorgter Jahrgang. Du mußt nur die Angele ansehen, Jean Jacques, so hast du mich mit zwanzig Jahren. —

Es muß hier bemerkt werden, daß bei solcher Erwäh-

nung Angeles über Jean Jacques Gesicht ein kleiner Käfer lief; aber er ließ sich nichts merken und blickte auch nicht auf, weil er den Nachschlag fürchtete.

Eben spielten die Musikanten an, erzählte die Großmutter weiter, und ich ging stracks auf eine Schäferin zu, die dastand und nach einem Tänzer Maulaffen feilhielt.

„Gebt mir die Quadrille, Jungfer," sagte ich kurz und gut und machte eine halbe Reverenz. Aber das Püppchen besann sich, mein' Seel', es besann sich; es wollte auch den Finger ins Maul stecken, aber unterwegs fiel ihm wohl ein, daß es einen Lappen davor hängen hatte, und ließ es darum bleiben. „Donnerwetter," dacht' ich, und es wurde mir heiß, „sollst du dir da wohl frischweg einen Korb holen?" Und ehe sich das Ding für Schaf oder Hammel entscheiden konnte, hatte ich's weg. „Wenn du nicht weißt, was du willst," sagte ich wütend, „so will ich dir's klar machen." Damit hatte ich kurzerhand mit ihr angetanzt und figurte schon mitten in der Reihe mit ihr.

Im ersten Bluff ging die Sache noch so leidlich. Der Schreck hatte ihr einen Schwung gegeben, der ganz ordentlich ausreichte für einmal herum. Aber dann begann sie Hoppässe zu machen, holper stolper je länger je bänger. Das ärgerte mich natürlich und als wir endlich fast übereinander her gepurzelt waren, brummte ich sie ganz erheblich an. Da war es jedoch vollends zu Ende mit ihr. Ein hielt sie und: „Ich kann nicht mehr!" seufzte sie. Und ich spürte, wie das Espenläubchen zitterte.

Aber ei! was hatt' ich da für einen feinen Fang getan, Jean Jacques! Das Stimmchen, gehörte es nicht der Georgette Kellerlein? Und die Georgette Kellerlein, strich die nicht deinem Großvater nach, Jean Jacques? Ich wollte ihn ja allerdings nicht, deinen Großvater, aber

die brauchte ihm auch nicht schönzutun. Ich wollte ihr hingegen die Männer jetzt schon für eine Zeitlang verleiden.

„Wenn du nicht tanzen kannst, so bleib' vom Tanzboden weg," sagte ich zu ihr. „Oder wenn du vor einem Mann Angst hast, so laß dich von einem Besenstiel engagieren. Aber das ist so das neben der Platte, das gleich ans Heiraten oder ans Sterben denkt, wenn's ein Mann einmal ansieht."

Verächtlich wandte ich mich ab und ertappte mich eben noch dabei, wie ich mit der Linken meine Röcke zusammenraffen wollte.

Indessen war der Tanz zu Ende und löste sich in den üblichen Umgang auf. Was von Paaren bereits zusammengehörte, blieb zusammen. Das andere tat sich auseinander und gesellte sich hierher und dorthin zu seinesgleichen. In Paaren, Rotten und Rudeln strich man im Saal umeinander herum, hängte sich gegenseitig Schlötterlinge an und suchte sich zu erraten. Da und dort ging auch einer seine besonderen Wege.

Das war damals noch der alte Ratssaal mit Backsteinboden, Holzdecke und braungetäfelten Wänden. Den neumodischen Parkettboden und die Stuckdecke haben sie erst machen lassen, wie die Preußen Anno siebzig das Holz und den Backstein so verflucht originell gefunden hatten; aus Wut und Haß. Hat sie nachher gereut, Jean Jacques. Im alten Saal haben sie viel praktischere Einfälle gehabt, wie im neuen. Und im alten Saal ist auch viel besser tanzen gewesen; man hat sich drin daheim gefühlt wie in jeder anderen Stube, nur daß er größer war. Natürlich haben dann die Notabeln auch Parkettböden und Stuckdecken haben müssen samt Tapetenwänden, und seitdem ist die Eintracht im Städtchen zum Henker.

Früher ist immer die ganze Bürgerschaft für einen Mann gewesen, heut bonapartisch, morgen republikanisch und übermorgen bourbonisch, wie's von Paris aus vorgeschrieben war; und ist so immer Frieden im Städtchen geblieben und gutes Einvernehmen mit der Regierung. Aber seit zweierlei Böden und zweierlei Decken in den Häusern sind, ist auch zweierlei Sinn in den Köpfen und Streit und Hader um die Politik. Und jetzt wollen sie ja auch noch das alte Backsteinpflaster aus den Straßen weghaben und gewöhnliches Steinpflaster dafür machen lassen. Sollen nur; werden ja sehen, was es ihnen nachher mehr kostet an Schuhsohlen und Radreifen. Ich werd's ja wohl nimmer erleben; will's Gott, so tragt ihr mich noch übers Backsteinpflaster durchs Städtchen hinauf und zum obern Tor hinaus.

Also damals war's noch der alte Saal, und die Beleuchtung machten sie mit großen Wachskerzen. Und das war auch heimeliger als die Petroleumlampen jetzt. Von der Decke herab hing ein rechter Kronleuchter, auf dem in einem Doppelring so an die vier Dutzend Kerzen brannten. Am Plafond war nachher immer ein breiter Kranz von Kerzenruß, den der Stadtlaternenputzer am andern Tag abwischen mußte. Früher ging es die Mairesmagd an, aber das war abgestellt worden, weil der junge Herr Maire dabei partout die Leiter halten mußte; nachher fragte er ihr allerdings nichts mehr nach, der Leiter nämlich, und dann mußte der Polizeidiener helfen.

Rechts, wenn man in den Saal kommt, war der Kamin — jetzt haben sie einen eisernen Ofen hingestellt —, und drin prasselte immer ein herzhaftes Festfeuer von tüchtigen Tannenscheitern, die von alters her der Maire zu liefern hatte. Was meinst du, Jean Jacques, hat das

Lichter geworfen vom Kamin her über die Masken, die daran vorbeitanzten! Und hat geleckt und gezüngelt manchmal in den Saal hinein, akkurat als ob's nach einem Glas Wein Durst hätte. Ist auch jedes Jahr an Fastnacht ein voller Pokal Vogesenwein in die Flammen geschüttet worden. Das haben sie auch abgeschafft; aber wir übten's noch und hatten Ernst dabei. Immer nach dem ersten Tanz machte die Musik einen Tusch; das war das Zeichen dazu. Dann sammelte sich alles in einem großen Halbkreis um den Kamin; noch ein Tusch, und der Maire erschien.

So war's auch heuer, Jean Jacques. Und ein lustiges Schauen war das im Kreis herum. Allerwegen klirrte es und klingelte und raschelte; und wo eins das Auge hinwandte, sah es etwas blitzen oder leuchten. Ich stand gerade dem Kamin gegenüber und konnte mich und meine Nachbarn im Spiegel betrachten, der darüber in die Wand gemauert war. An meinem Satin-Domino schlängelte der Feuerschein auf und ab; rechtschaffen unheimlich hab' ich ausgesehen. Links neben mir stand eine Gärtnerin, rechts eine leichtfertige Zigeunerin; beide guckten eifrig in den Spiegel nach meinem Konterfei, ab und zu schielte auch die eine oder die andere direkt an mir hinauf. Und der Backsteinboden unter unseren Füßen glänzte wie das pure Gold. Und die Wände standen so warm in Feuer, als wollten sie jeden Augenblick zu brennen anfangen.

Dann trat der Maire im Ornat und mit dem vollen Pokal in den Kreis und sogleich war es still. Ich aber dachte nun an den jungen Herrn, und weil ich seine Maske wußte, suchte ich ihn mit den Augen. Aber anstatt daß ich ihn finde, bleibe ich an einem schwarzen Spanier haften, bleibe an ihm hängen und kann nimmer los von

ihm. Der Maire sagt seinen Vers, wie im Schlaf hör' ich's:

Sonne am Himmel,
Glanz auf den Bergen,
Wein auf den Hügeln,
Leben im Tal.
Feuer von oben,
Feuer von unten,
Sturm in den Bergen,
Donner in Klüften,
Flut um die Hügel:
Furcht im Tal.
Friede dem Feuer!
Friede dem Wasser!
Wein in die Flamm'!

Ich hörte den Guß ins Feuer prasseln, aber meine Geister waren alle beim schwarzen Spanier. Die Musik setzte ein. Wie immer, wurde der letzte Spruch von den Anwesenden nachgesungen; aber der Spanier schwieg. Und jetzt sah ich auf einmal den jungen Herrn Maire neben ihm stehen; da wußte ich, wer der Spanier war. Der Spanier, das war dein Großvater, Jean Jacques. Und da hat deiner Großmutter zum erstenmal das Herz geklopft. Das ist eine närrische Geschichte. Aber er stand so ansehnlich und schaurig neben dem jungen Herrn, daß ich zornig wurde über ihn, weil er mir Gewalt antat. Und schaute doch gar nicht nach mir hin.

Das Lied war fertig und die Musik sprang in einen Tanz über. Aber ich hatte meine Rolle völlig vergessen. Wer mochte da auch noch Mann spielen, wo dein Großvater in der Nähe war, Jean Jacques. Der Kreis zerstob und ich stand allein da. Ich glaube, wenn jetzt einer gekommen wäre und hätte mich zum Tanz gefordert, ich

wäre mit ihm gegangen, so dumm war ich auf einmal geworden. Aber auch der schwarze Spanier war verschwunden.

Ich war inzwischen beiseite getreten und schaute verdrießlich in das Gewühl der Masken. Der Abend war mir verdorben, das wußte ich nun. Ich hätte ruhig nach Hause gehen können, konnte mich aber doch nicht dazu entschließen. Mir war, als müsse noch irgend etwas geschehen, um das Maß voll zu machen; und darauf wartete ich trotzig. Ich stand neben dem Kamin an den Sims gelehnt und ließ Rausch und Bausch an mir vorbeiwirbeln. Die Alten saßen gemächlich um den Schenktisch herum und hielten bei Speis' und Trank die Ohren steif. Die Jungen aber ließen ihre Merkwürdigkeiten flattern, und Witz und Unwitz erfüllte mit gleichem Geräusch die Luft. Ich wurde genugsam gemustert und erhielt im Vorbeigehen manchen guten Hieb, aber auch manchen dummen Hornstoß. Ich ließ alles über mich ergehen, hatte noch eine Bosheit daneben, daß mich meine besten Kamerädlein für einen Mann ansprachen und war schon halb dabei, meine vorige Zuversicht wiederzugewinnen, als der Handel auf einen Schlag zehnmal mißlicher wurde als zuvor.

War da nämlich schon ein paarmal der junge Herr Maire an mir vorbeigestrichen, wie der Fuchs am Hühnerhaus. „Der kennt dich," geht's mir durch den Kopf, „aber er wird sich halten." Da wird ein neuer Tanz angespielt, und wer steht auf einmal vor mir und krümmt den Buckel? Der junge Herr Maire. Macht also eine Reverenz und bleibt mitten drin in der Kreuzschwebe hängen, damit ja der ganze Saal seinen Scharfblick bewundern und über das blamierte Frauenzimmer lachen soll. Jean Jacques, so wütend bin ich doch noch nicht bald gewesen, wie in dem Moment über den jungen Herrn. Ich sage ihm,

er solle sich scheren lassen, wo man's ihm lieber besorge; wenn ich tanzen wolle, so brauche ich nicht ihn dazu. Darüber stutzt er nun. Dann sieht er mir aber auf die Füße und meint, seine Schuhe seien mir wohl zu lang, daß ich nicht tanze. Und wie ich ihm keine Antwort gebe, tritt er neben mich an den Kamin.

„Sie mögen also partout nicht tanzen," sagt er, „auch gut, plaudern wir also. Ich habe ohnehin schon eine gute Weile einen Brief an Sie zu bestellen. Erraten Sie, von wem? Nein, Sie wissen's nicht. Von meinem Herzen. Soll ich die Gelegenheit nun benutzen, Eugenie?"

Er war ein Satan mit dem Maul, der junge Herr. Wenn dir einer so galant ankommt, so hört alle Unhöflichkeit rundweg auf.

„Wenn ich's hören darf, Herr Emile," sag' ich daher anständig und manierlich. Aber ein Dieb steigt mir auf einmal in den Kopf. „Der will was von dir," denk' ich.

Daß ich's nur kurz mache: der junge Herr Maire wollte Bekanntschaft mit mir anfangen, Jean Jacques, nur heimlich, daß wir uns zuerst kennen lernten und fest würden in der Liebe. Alsdann, wenn sich der Stock eingewachsen habe, wollte er dies und das und noch allerhand dazu. Denn wenn ich auch nur ein Dienstmädchen sei, so dürfe ich mich doch neben jeder anderen sehen lassen. Er drehte glatte Sätze. Jede einzelne Beteuerung glänzte wie die silbernen Epauletten am Staatsrock seines Vaters, und durch die ganze Rede hindurch ging ein leises Klingeln von Fünflivres und Golddukaten. Das tat nun meinen Ohren absolut nicht weh; nur bis ins Herz hinein drang mir das Geklimper nicht. Als er ausgeredet hatte, war ich weder ärmer noch reicher; doch standen die Konditionen just nicht so, daß eins schlankweg nein sagen

mußte und ich hätte vielleicht ja gesagt, wenn dein Großvater nicht auf der Welt gewesen wäre, Jean Jacques.

Deinem Großvater auch gingen meine Augen nach, während der junge Herr Maire seinen Vogelsamen ausstreute. Er schritt so gemächlich vor sich hin durch den Maskentrubel. Er überragte das meiste andere Mannsvolk um einen ganzen Kopf; aber auch die größten Burschen mußten ihre Augen aufwärts stellen, wenn sie ihm in die seinen gucken wollten. Er bahnte sich seinen Weg geradeaus. Die buntsten Knäuel taten sich vor ihm auseinander. Er sagte nicht: bitte, und nicht: danke, und so viel Schürzen ihn umschwärmten, er schaute über alle weg.

Indem war der junge Maire zu Ende und die Reihe, das Maul aufzuhaben, an mir. Warum er keine von den feinen gelehrten Töchtern frage? entgegnete ich nun. Sicher sei nicht eine darunter, die es ihm ungrad nähme. Mich aber würden sie übel schief ansehen, stellte ich mich mit meinem breiten Rücken ihnen in die Tür. Es sei ihnen ja allbereits in die Beine gefahren, ihn schon so lang dastehen zu sehen.

O das, sagte er. Mit denen nehme ich's auf, wann ich wolle; denen sei ich allen über im Mutterwitz. Und er sei doch auch nicht mit dem Pickel gefirmt, habe auch seine Augen noch jederzeit vorn im Kopf gehabt. Und wenn sein Alter sage: „Die Eugenie ist ein Weibsbild, das seinen gewichsten Faden hat," so meine er, daß es sonst nichts mehr brauche und alles beisammen sei; denn der Alte lobe nur einmal alle Schaltjahre, und da meistens Gott den Herrn. Also, Eugenie? Er wisse bei Gott sonst keine im ganzen Winkel, die ihm nein sagen möchte, außer sie müsse schon engagiert sein; und auch da wolle er nicht so ohne weiteres zum heiligen Benedikt schwören. Es möge

ein Spiegel im Städtchen noch so untreu sein, einen unleidlichen Kerl habe ihm noch keiner gezeigt.

Ich mag's nun wohl leiden, wenn ein Teufelskerl ein Endchen prahlt. Aber das hier ärgerte mich, wie es sich so siebenfach aufspielte. Da war denn dein Großvater immerhin ein anderer Kerl, Jean Jacques. Ich wollte ihn ja beileibe nicht, aber was recht war, mußte recht sein, und wenn der so die Säcke voll Dukaten herum hätte laufen können, was meinst du, wie bald da die Welt auf ihrem dicken Kopf gestanden hätte? Aber nun sollte ich dem jungen Herrn antworten und wußte doch nicht was. Was ich dachte, mußte ich dunkel sitzen lassen, und was er hören wollte, hatte ich nirgends herzunehmen. Ich wußte nicht warum, aber es wollte auf keinen Stuhl ein rechtes Zutrauen kommen. Das Geld war schon recht und die Aussicht auf die Frau Maire. Wenn's nur ein anderer Kerl gewesen wäre, der's zu vergeben hatte.

Wie mir das alles durch den Kopf flitzt, und ich in das Gewimmel schaue, tut sich auf einmal eine Gasse vor mir auf und mitten darin kommt der Spanier auf uns zugeschritten. Ein Blitz trifft mich aus den Augenlöchern seiner Maske, dann stellt er sich dicht vor den jungen Herrn Maire. Und wie mit einem Finger gezogen, bildet sich ein Kranz Zuschauer um uns her.

„Herr Italiener," sagt dann der Spanier mit seinem klaren Baß, „Herr Italiener, hinter Eurem Lärvchen mag stecken was da will, ich nehm' es auf mit Euch."

Der junge Herr blickt rasch auf. Es war ein Rippenstoß, aber seine Antwort kommt ruhig, höflich und wohlgesetzt.

„Ich wüßte nicht, daß ich nach Euch Verlangen geäußert hätte, Herr Spanier," erwidert er. „Auch müßt Ihr Euch in der Person getäuscht haben. Dort geht ein

Genueser, drüben ein Florentiner: wir alle sind Italiener, voilà."

Die Parade hat Beifall. Aber mein Spanier ist nicht faul.

„Desto lieber," sagt er; „so nehm' ich Euch wegen der Einfachheit zusammen. Der Rechte wird dann schon dazwischen stecken. Drei Italiener gegen einen Spanier. Ruft Eure Landsleute her, tragt mit ihnen auf einen Haufen zu Platz, was Ihr Euer Lebtag geleistet habt und seht zu, ob ich Euch nicht rückwärts drüberspringe."

Der sitzt. Mäuschenstill spannt der ganze Umkreis auf meinen jungen Herrn, von dem jedermann weiß, wer er ist; er hat sich vor den Schürzen nicht verhalten können. Der besinnt sich still und fein auf eine Heimweisung.

„Im Springen allerdings, Herr Spanier, mögt Ihr etwas Erkleckliches leisten."

Schlank und glatt ist das herausgefahren. Ein Teil der Zuschauer klatscht in die Hände. Aber mein Spanier lacht.

„Musik," ruft er nach dem Podium. „Ob ich springen kann," sagt er dann zum jungen Herrn Maire, „das sollt Ihr sofort beurteilen. Die Jungfer wird mir dabei die Partnerin machen. Gebt mir einen Tanz, Eugenie."

Die Musik spielt an, und wie ich vorhin bei der Schäferin, so wartet er auch bei mir nicht lange auf ja oder nicht ja, sondern schleift kurzerhand los mit mir, mitten durch das auflärmende Gebraus von dem Maskenkranz in den freien Saal hinaus.

Schau, Jean Jacques, das ist ein kurioses Gefühl, wenn du dir sagst: „So, jetzt hat's dich." Halb bist du's zufrieden, halb ärgert's dich, daß so fertig mit dir umgesprungen wird. Du denkst zwar nicht daran, zurück zu tun, aber du nimmst dir vor: leicht, wahrhaftigen Gott, leicht soll's ihm nicht werden. Hab's auch versucht, es

ihm schwer zu machen, bin aber nicht weit gekommen damit.

„Warum markiert Ihr den Mann, Jungfer Eugenie?" fragt mich dein Großvater. Und wie ich ihm die Antwort schuldig bleibe, setzt er hinzu: „Das steht Euch, wie der Muttergottes das Lederklopfen, oder dem Herrgott das Schlittenfahren. Unsinn, Eugenie, mit dem Haarwisch unter der Larve herumlaufen, wo keine im ganzen Kreis herum ein stattlicheres Weibsbild hinstellen kann! Habt Ihr Liebesgram?"

Jetzt fuchst mich's doch, daß er mir gleich das ganze Strickzeug aus der Hand schlägt.

„Hört, Spanier," sage ich, „bei uns tut einer an Fastnacht was er will, und gibt niemand Rechenschaft darüber. Das ist Maskenrecht, wenn Ihr's noch nicht wißt."

„Ist alles in Ordnung mit dem Maskenrecht," meinte er ruhig, „gefragt ist auch getan."

„Wenn's der andere annimmt," gebe ich trotzig heraus.

„Ihr nehmt's also nicht an?"

Ich schweige. Denn gestanzt heraus nein zu sagen, wage ich nun doch nicht. Es kommt mir aber gelegen, daß mir gerade ein Feuerschein in die Augen fällt, so kann ich mein Schweigen mit Gaffen kostümieren. Im Kronleuchter ist ein kleiner Brand. Ein paar schlechte Narren haben Serpentinen drüber geworfen; die haben Feuer gefangen und sinken nun brennend und glühend zu Boden, daß die Mädels mit Geschrei drunter weg wimmeln.

Der Spanier geht aber auf das Exküse nicht ein, vielmehr führt er mich in ein Seitenzimmer, wo es still und fast dämmerig ist, indem nur eine Kerze in einer Ecke brennt. Er heißt mich sitzen, was ich tue, während er vor mir stehen bleibt.

„Ich habe noch zwei andere Fragen an Euch,“ sagt er dann und nimmt seine Maske herunter. „Je nach der Antwort werde ich Euch zu Eurem Italiener zurückbringen oder Euch selbst behalten. Was wollte der Italiener von Euch? Nehmt auch die Maske vom Gesicht.“

Jetzt gilt's, denk' ich, tu' zwar, was er will, rüste mich aber innerlich mit einem guten Besen. „Was wollt Ihr denn von mir,“ geb' ich zurück, „wenn man fragen darf?“

„Möglich dasselbe,“ sagt er, „wenn auch vielleicht auf andere Art. Streicht Euch auch das Gefrotzel aus der Stirn, so kann man Euch in die Augen sehen.“

„Was ist denn nun das,“ denk' ich, und streiche die Haare zurück, „der befiehlt dir in einemfort und du parierst in einemfort. Und wie der dich ansieht mit Augen — ob du Bescheid weißt?“

Und er lacht in meine Verwunderung hinein.

„Heiraten will ich dich, Eugenie, aber für meiner Lebtage, nicht nur auf ein paar lustige Nächte, wie der Italiener.“

„Das hat man nun davon,“ sag' ich, „wenn man einem Menschen ein gutes Wort gibt; gleich soll man geheiratet werden. Schon recht, heiraten; aber mit was? Mit Küssen wird der kleinste Vogel nicht prosper. Mögen tät' ich dich wohl, du grader Bursch; aber wo kommt Tisch und Bett und Brot her?“ Und steigt unversehens eine große Traurigkeit über mich. Ich sitz' und seufze und schau ihn an dabei. „Ach Gott ja,“ sag' ich, „ich wollt', ich wär' tot oder recht reich.“ Grad wie du heut, Jean Jacques.

Wie ich das sag', macht er ein besorgt Gesicht. Ob es eine Schmiede nicht auch tue, meint er.

„Ei ja tät' sie's,“ sag' ich. „Aber du und Schmiede, wie kommt das zusammen.“

Wird er rot und zornig. „Wie das zusammenkommt? Bin ich etwa ein Schneider? Und hab' ich nicht gestern den Handel abgemacht mit dem alten Michèle in der Wasserjungfer, und hab' allein wegen dir so ein Himmelpläsier drüber? Frag' ihn doch selber, ob er mir seine Schmiede abtritt oder nicht, mit der ganzen Bagage auf Abzahlung. Und hab' ich nicht das Halbe gleich blank hingelegt? Da ist der Wisch, wenn's beliebt. Kommt's nun zusammen, Eugenie?"

Aber ich hab' jetzt nur zu schauen und zu staunen, wie mein Bursch schön ist und reden kann. Und wie ich nicke und meine Freude hab', setzt er sich neben mich und nimmt meine Hand.

„Aber bald sein müßt's," sagt er. „Dem Michèle ist sein Weib untreu worden, an den Tod. Und ein Weibsbild muß doch sein im Haus; was gäbe das sonst für ein Wesen!"

„Daß du recht hast," sag' ich. „Und eine Bessere kannst du dir nicht suchen das ganze Städtchen aus, frag' nur die Frau Maire. Ich will dir das Zeug schon hinstellen, und soll dir nirgend nichts abgehen und soll dich nie reuen, daß du just mich genommen hast."

„Dann gehen wir morgen zum Pfarrer, Eugenie. Und in vier Wochen ist Hochzeit."

Ich überrechne schnell, daß ich meine Aussteuer ja so weit beisammen hab', denn müßig bin ich alleweil nie gewesen. Drum sag' ich herzhaft ja, und weil die Musik wieder spielt, stehen wir auf.

„Soll ich dich jetzt wieder zum Italiener bringen?" fragt er und seine Augen lachen mich an.

„Ja," sag' ich, „du kannst ihm den Handel ansagen, und er solle nun die Leiter auch halten."

Ist auch richtig unser erster Brautführer geworden nachdem.

„Siehst du, Jean Jacques, so haben sie mich zu deiner Großmutter gemacht,“ also schloß die Matrone ihre Erzählung. „Aber jetzt möcht' ich nur in des Bartschers Namen wissen, wo der Windhund von einem Jungen wieder steckt. Für den ist lange Zeit zum Unterkriechen. Du schläfst doch auch hier heute nacht, Jean Jacques?“

Jean Jacques stieg von der Ofenkunst herab. Nein, erwiderte er, er müsse wieder nach der Schmiede zurück, indem er morgen früh dort sehr benötigt sei; der Alte habe es ihm dreifach aufgebunden. Den Jungen wolle er indessen heimschicken. Dann griff er nach seiner Mütze, sagte gute Nacht und schritt groß und breit durch den Türrahmen in die Dämmerung hinaus.

Es war aber nicht an dem, wie Jean Jacques versprach, sondern die Großmutter stellte gleich darauf fest, daß er ihr den Jungen vergaß. Sie sah ihn geradeaus die Torgasse hinaufgehen, ohne sich nach irgend jemand umzublicken, und die Heimholung des Unkrauts blieb ihr selbst überlassen. Sie geriet darüber in Nachdenklichkeit und fing an zu schnupfen und mit sich herum zu brummen, und der Junge fiel von einer Vergessenheit in die andere. Schließlich wandte sie sich ins Zimmer zurück, wo in einer Ecke nach einiger Zeit ein Licht aufging.

Jean Jacques schritt unter den angezündeten Straßenlaternen dahin, eher langsam als munter, eher zweifelhaft als selbstbewußt. Er sah und hörte wiederum nichts von dem, was um ihn vorging. Sein ganzes Aufmerken war nach innen gerichtet, auf den Grund seiner Seele, wo sich unter dem nachdrücklichen Gedräng seiner Ge-

fühle langsam und schwerfällig seine Unternehmungslust vom Boden aufraffte.

„Da hat dir die Alte nun eine Meinung gesagt," kalkulierte Jean Jacques, „die sich nicht einmal so übel anhört. Außerdem ist sie ein Weibsbild, und da weiß immer eine von der anderen Bescheid. Geschehen muß nun was, das ist klar. Frag' ich sie nicht, so ist leicht ein anderer bei der Hand und fragt sie, und dann gibt's zerhauene Knochen. Allemal."

Die Frage war bloß, wie und was? Das machte denn doch noch eine andere Sache aus, als Bertolets Aurore beschlagen. Wahrhaftigen Gott, er hätte nicht gedacht, daß einer seiner Lebtage einmal so viel könne an der Zunge hängen haben. Aber lieber wär's ihm gewesen, er hätte es können mit dem Hammer ausfechten. Wozu hatte er nun den ganzen Kram gelernt und sich noch was darauf eingebildet, wie ihm jeder Gaul stillhalten mußte und wie's ihm von der Hand ging? Zum Vieh, ja, da war er ein Kerl, aber vor ein Frauenzimmer fehlten ihm doch die rechten Füße. Freilich passen, das taten sie zusammen. Und fünf Minuten Angst mit einem Anlauf, das mußte wahr sein, stand sie wert. Und wenn er's getan hätte und es wäre angebracht und gut abgelaufen, dann könnte er sich hinsetzen nachher und sagen: „So," könnte er sagen, „Jean Jacques, das ist das Beste, was in deinem Leben zu tun gewesen ist. Mach' dir jetzt einen Sonntag und laß dein Herz spazieren laufen." Wahrhaftigen Gott, so sagte er, und das täte er.

Indessen war Jean Jacques tiefer ins Städtchen hineingekommen und schritt bereits die Hauptstraße hinauf, wieder dem Rathausplatz zu. Es trat ihm nicht zu Gemüt, wie der Platz nun sauber aufgeräumt und aufgewaschen war — die Backsteine waren noch naß davon —,

und wie gut alles zusammenklang und zusammenfloß, das Plaudern der scheuernden Mädchen vor den Haustüren, das vierfache Plätschern des Rathausbrunnens und das seriöse Läuten der Betzeitglocke; die goldenen Lichter, das rötliche Pflaster, das rotbemalte Rathaus und wieder die gelben Lichter. Mit triefendem Maul wandte sich die letzte Kuh vom Brunnen. Jean Jacques hätte auch die nicht bemerkt, wenn er ihr nicht gerade vor die Hörner gelaufen wäre. Das Tier blieb verwundert stehen und Jean Jacques auch. Die Mädchen lachten, die Betzeitglocke lachte, und die Sterne am Himmel lachten. Jean Jacques machte dem Tier ernsthaft eine tadelnde Bemerkung, drückte es an den Hörnern zur Seite und gab ihm gedankenvoll einen Backenstreich. Die Kuh brummte und setzte sich an Jean Jacques vorbei wieder in Gang, und Jean Jacques ging seinen Weg geradeaus weiter.

„Um die Rede wäre mir eigentlich nicht bange," sprach er dabei vor sich hin. „Es ist nur um den Anfang. Etwa so: ‚Hören Sie, mein Fräulein Angele.' Was?" Aber da fiel ihm die übel aufgenommene Höflichkeit vom Nachtessen wieder ein. „Und wechseln lassen hab' ich jetzt auch nicht. Also anders. ‚Liebe Angele!' Das ist, für wen's stimmt; geht mithin auch nicht. ‚Ich will Euch heiraten, Angele!' Ja, daß sie mich auslacht! Oder: ‚Wollt Ihr mich heiraten, Angele?' Aber die ist imstand und sagt nein. Mehr Bildung müßte man besitzen. Aha, jetzt hab' ich's. Nein, ich hab's doch nicht. Aber setze dir einmal vor, mein allerbester Jean Jacques, die Angele sei des Kapitäns Aurora, und du hast sie zu beschlagen. Da ist das Eisen. Den Huf her. Draufgepaßt. Sitzt nicht! Zu groß! Verdammt sauberes Tier, will sagen Mädchen; das muß man ihr lassen. Und so eine Art hat sie, einem einen

Schlegel an den Kopf zu werfen. Extra darum möcht' ich sie schon. Und groß ist sie und stark. Ich möcht' einmal messen mit ihr am Türpfosten. Herrgott, und balgen! Aber warte du nur, bis wir geheiratet sind!"

In diesem Augenblick geschah es, daß Jean Jacques zum zweitenmal zusammenrannte. Nach dem ersten unklaren Gefühlsausdruck war er geneigt, diesen Aufenthalt mit derselben Ursache, die den vorigen veranlaßt hatte, in Beziehung zu bringen, wurde aber umgehend über den Fall in alle wünschbare Klarheit gesetzt.

„Ihr scheint ja aus einer netten Gesellschaft zu kommen," tönte ihm nämlich plötzlich Angeles klare Stimme in die Ohren. Er hatte in seinen Gedanken immer rascher zu gehen und endlich laut zu sprechen und zu gestikulieren begonnen, und wie konnte nun Angele solches an Jean Jacques anders deuten, als Anno dreiunddreißig die Juden und Judengenossen an den Jüngern Jesu? „Haltet den Verkehr ja aufrecht," setzte sie noch hinzu, „er steht Euch wohl und bringt Euch auch was ein."

Und ehe Jean Jacques wußte, was in einem solchen außerordentlichen Fall etwa zu sagen wäre, war sie schon ein gutes Stück weiter. „Blitz," brummte er verblüfft, „die hat dir nicht schlecht auf die Hörner geklopft. Wo denkt die wohl, daß du herkommst?" Und er sah ihr bedenklich nach. Aber plötzlich sprang ihm ein Bock in den Stall. „Jawohl!" sagte er und schlug ein Schnippchen; „das ist's: zusammenrennen, noch einmal zusammenrennen mußt du mit ihr; anders kommst du ja sowieso nicht an sie heran. Und dann aber nicht laufen lassen, bis der letzte Nagel sitzt."

So kam er vollends in die Bachschmiede und stieg ohne weitere Fährlichkeiten die Treppe nach seiner Kammer hinauf. Und dann dauerte es nicht lange, bis er mit allen

seinen Reizen im Bett lag und im Schlaf von seinen schwindligen Spekulationen Ruhe fand.

Ihm träumte aber, die Kuh, mit der er zusammengerannt war, habe ihn auf die Hörner genommen und brummend in ihren Stall getragen. Dort habe sie ihn neben den Ochsen ins Stroh gesetzt und mit einem mürrischen Gesicht zu diesem gesagt: „Da ist noch so einer, der nicht weiß, wie er's anstellen soll.“ Sprach's und wandte sich spöttisch nach ihrer Raufe.

Es kam aber der Sonntagmorgen und mit dem neuen Tageslicht auch die Erleuchtung für Jean Jacques. Denn wie er so die Augen aufschlug und seine Blicke zuerst vor allen Dingen auf seine irdene Waschschüssel fielen, da schwärmten auf einmal alle seine Bienen aus.

„Denn wieso?“ sagte er. „Wenn diese Waschschüssel sozusagen den Geist aufgibt, so entsteht daraus ein Zusammenstoß mit der Angele. Sie im Zimmer, wütend wie ein Truthahn, ich in der Tür und hab' Augen und Ohren offen. Und beim Herrgott, ich will ihr keinen anderen Weg lassen, als mir in die Arme oder aus dem Fenster. Herunter, Schüsselchen, herunter.“

Er streckte sich aus seinem Bett und wischte das besagte Geschirr vergnügt vom Waschtisch herunter. Dann legte er sich wieder in seinen Kissen zurecht und blinzelte zufrieden bald an die Zimmerdecke hinauf, bald in die Sonntagmorgensonne hinein und bald auf die Scherben hinab.

„Einen Sprung, so hoch, macht sie, wenn sie die Scherben sieht,“ kalkulierte er vor sich hin. ‚Wo ist der Jean Jacques, der Verderber, der Antichrist? Dem will ich jetzt die Suppe einbrennen! Was hast du mit der Schüssel gemacht?‘ ‚Hin,‘ sag' ich. ‚Warum?‘ sagt sie.

‚Darum,‘ sag’ ich. ‚Sie gefiel mir nimmer.‘ ‚Und jetzt meinst du, ich stelle dir eine neue her?‘ ‚Das weniger. Ich will mich in der deinen waschen fortan.‘ Und dann sitzt’s. Kein Teufel reißt’s mehr herunter. Und der Gaul wirft den Kopf auf und wiehert und trabt ab. Hopp, Jean Jacques.“

Jean Jacques sprang aus dem Bett, daß das Häuschen zitterte.

Jean Jacques war zwar sonst ein betrüblicher Rechner, aber diesmal stimmte seine Aufstellung. Daß die Faktoren ein wenig anders aufmarschierten, als er gemeint hatte, merkte er in der Geschwindigkeit nicht einmal.

Jean Jacques wusch sich am Brunnen im Hof, weil er keine Schüssel mehr hatte. Angele kam mit dem Wassereimer hinzu und machte große Augen nach ihm hin.

„Auf Euch bin ich nicht eingerichtet heut,“ sagte sie. „Ihr wolltet doch drunten bleiben über den Sonntag, meint’ ich.“

Jean Jacques nickte. „Hab’s selber gemeint.“

Die kurze Antwort zwickte sie nun schon wieder.

„Hab’ ich Euch kein Wasser hinaufgestellt?“ fragte sie schärfer.

„Weiß nicht,“ entgegnete Jean Jacques gleichmütig und trocknete sich den Kopf mit dem Handtuch; aber innerlich war er mit allen Sinnen hellauf.

Angele stieg es warm zu Kopf, daß ihr der hübsche Bursche immer so patzige Antworten gab.

„Dann hätte ich zuerst nachgesehen,“ sagte sie aufgeregt. „Der Brunntrog ist nicht zum Waschen da. Wo soll das Vieh nun saufen.“

„Ja, das frag’ ich auch,“ gab Jean Jacques ruhig zurück.

Angele biß sich auf die Lippe. Ihre Augen begannen zu sprühen, aber sie nahm sich zusammen.

„Jean Jacques," sagte sie, „Ihr habt es darauf abgesehen, mich zu ärgern."

„Jungfer Angele, das ist nicht wahr," sagte Jean Jacques fröhlich, denn nun hatte er das Endchen erwischt. „Sondern ich hab' es darauf abgesehen, Euch zu heiraten, wenn Ihr nichts dagegen habt. Sagt mir nur, wenn ich das darf, dann hat aller Zank ein Ende. Hab's ohnehin immer gedacht: wir treiben's so lang, bis wir Mann und Frau sind."

Da stand nun Angele und hatte ihre Augen so voll Erstaunen, daß es ihr die Lider schier zerriß. Und sie wußte in der Eile auch gar nicht, was in die Glocke für ein Klöppel gehörte.

„Wie ich gestern nach dem Anrenn steht sie da," dachte Jean Jacques. Dann fiel ihm seine Waschschüssel ein, und es dünkte ihm, als seien die Scherben jetzt nützlich zu verwenden.

„Ich hab' droben die Schüssel zerschlagen, Jungfer Angele," sagte er daher nun, „weil ich dachte, daß es etwas zu reden gäbe zwischen uns. Und mit Euch reden, das wollt' ich inbrünstig. Gestern abend, da wart Ihr mir zu flink, wie ich Euch vorgestoßen bin. Aber es war Eure eigene Schuld. Denn an Euch und an sonst nichts hab' ich gedacht, und Ihr wart die Gesellschaft, aus der ich kam. Und daß Ihr sagtet, ich solle den Verkehr auf keinen Fall aufgeben, das war ganz meine Meinung, drum bin ich auch nicht zu Hause geblieben, wie ich erst wollen hab'. Den Brunntrog da will ich schon ablaufen lassen und frisch füllen, wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt; sonst nicht! mein' Seel', sonst nicht, Jungfer. Und Wassertragen, Holzspalten und was so Arbeit ist, das seid Ihr alles ledig von dem Augenblick, wo Ihr mir die Heirat zugesagt habt. Für meine künftige Frau tu' ich

alles, aber keinen Finger rühr' ich für ein fremdes Frauenzimmer. Und dächt' ich jetzt nicht, ich schwatzte an meine nachmalige Frau Schmiedin her, kein Maul täte ich Euch auf. Und jetzt, Ihr kennt mich, Jungfer. Mit der Aurore hab' ich nichts gehabt, so wenig wie mit Euch. Womit ich aber nicht rühmen will, denn ich finge jetzt gern schon allerlei an mit dir, du feines Mädchen und Frauenzimmer, was du bist, nämlich heiraten und so. Guck, sonst freut mich das ganze Schmieden nimmer. Also ja, Angele, oder nicht?"

Angele schüttelte in wortloser, aber durchaus nicht unerfreulicher Verwunderung den Kopf zu diesen Worten.

„Hätt' ich doch nimmer gedacht," sagte sie mit einem tiefen Aufatmen, „daß da noch was draus würde." Und sie setzte auf alle Fälle ihren Eimer ab. „Aber mir soll's schon recht sein," fuhr sie mit aufleuchtenden Wangen fort. „Und wenn du meinst, du kannst mich brauchen, da hast du mich, wie ich bin. Nachher zieh ich mich dann auch Sonntag an."

Und wie sie ihm denn nun so mit hellen Augen zunickte, kriegte er plötzlich einen Anfall heftigsten Wohlseins. „Siehst du wohl, Angele!" sagte er. „Komm her und laß uns versuchen, ob wir auch küssen können."

Und sie versuchten es, und es ging.

Unter der Haustür stand der Meister. Der hegte sich wieder. Nun rief er mit voller, dröhnender Stimme „Prosit!" über den Hof.

Da wandten sich die großen Liebesleute ihm entgegen, Hand in Hand, halb verschämt und halb übermütig. —

Es fand sich im Lauf der Dinge, daß Angele plötzlich genug Kaffee hatte für drei Personen, und daß sie wirklich viel besser auf Jean Jacques eingerichtet war, als sie am Brunnen zuerst hatte wahr haben wollen. Und weil

Jean Jacques nach der zweiten Tasse die Behauptung aufwarf, seine Großmutter sei das feinste alte Weib von ganz Europa, beschloß man, nach dem Mittagessen die Sehenswürdigkeit gemeinschaftlich aufzusuchen.

„Aber dein Bengel von Bruder, Jean Jacques —" sagte Angele.

„Soll künftig wieder seine Hiebe haben, jawohl," fiel Jean Jacques überzeugt ein. „Seine Bosheit ist ins Kraut geschossen, solang ich den Kopf hab' hängen lassen, aber jetzt wird die Erziehung wieder aufgenommen."

Jakob Schaffner,

dessen Novelle „Grobschmiede" wir in diesem Bande unseren Lesern darbieten, ist ein Dichter von hohem Rang. Er gehört zu den bedeutenden Naturen, um die sich mit Notwendigkeit eine Gemeinde sammeln muß. Nicht nur von seinem Roman einer Jugend „Johannes", sondern auch von seinen übrigen Dichtungen gilt, was kürzlich im „Bund" gesagt worden ist: „Ein kräftig aufgebautes Werk, in dem ein Menschenleben, ein Wachstum, Streben und Wirken aufgezeichnet wird. ... Mühelos scheint Schaffner aus Reichtum und Überfluß zu formen, und was er hinstellt, das bleibt stehen, das kann gehen, das lebt."

Man hat den Dichter mit dem Meister Gottfried Keller in einem Atem genannt, doch ohne Schaffner deshalb in „ein Lehnsverhältnis" zu seinem großen Landsmann zu setzen. Der „Johannes" Schaffners wird mit vollem Recht als der „legitime jüngere Bruder" des „Grünen Heinrich" bezeichnet; „ein Meisterwerk einer reifen Darstellung menschlichen Lebens. Es mag nun wirken und eine ergriffene Leserschaft nach der anderen hinterlassen". (Neue Züricher Zeitung.)

Die Goldsucher

Roman von M. Talvez / Fortsetzung

Karl Rainer kam nun häufiger zu Besuch nach Anayas Hütte, die ihm wie eine süße Rast in der Hetzjagd nach dem Gold erschien. In den Abendstunden, wenn er müde und abgespannt den feuchten, finsteren Schacht verließ, und der tausendstimmige Gesang der Vögel, die nun die blühende Schlucht bevölkerten, an sein Ohr schlug, die frische Gewitterluft die Dumpfheit aus seinem Gehirn nahm, packte ihn die Sehnsucht nach jener anderen, sanfteren Welt, nach dem Frieden der Hütte und Guadalupes beruhigendem Anblick.

Dann ließ er oft sein neues Pferd satteln und ritt im Sturm zu den gütigen Menschen hinauf, dort eine Stunde der Rast und des Vergessens zu genießen.

Tomas plauderte mit ihm über seine früheren Reisen mit dem Gelehrten in Yukatan Chiapas und Oaxaca. Doña Juana ging still geschäftig, wie ein sanfter Hausgeist, ein und aus. In der Hütte herrschte bescheidener Wohlstand und Reinlichkeit, die ihm wohltaten und beruhigten. Tomas, der ein wenig in der Welt herumgekommen war, besaß eine gewisse Lebensart, die in dieser Einöde doppelt erfreulich wirkte.

Guadalupe ließ sich vor dem Fremden auf einem niedrigen Schemel nieder, liebevoll und bewundernd an ihm emporblickend. Seit dem Spaziergang nach den Ruinen waren sie nie mehr allein gewesen. Nur einmal, als der Vater hinausgegangen war, um Karl frische Früchte zu pflücken, und die Mutter beim Geflügel für ihn frische Eier sammelte, um sie ihm einzupacken, waren sie sich

allein gegenübergestanden. Verzweifelnd sich küssend, lagen sie einander augenblicklich im Arm.

„Ach, wir sind nie mehr allein!" seufzte sie. „Oh, ginge doch Vater für eine Weile weit, weit fort, daß wir allein sein könnten und uns küssen dürften, so viel wir wollten. Die Mutter wäre uns nicht im Wege; sie läßt alles geschehen und verweigert mir nichts."

Beinahe wären sie vom Vater überrascht worden, doch Guadalupe hatte noch rechtzeitig seine Schritte gehört, war an den Herd geeilt, hatte den Fächer aufgenommen und die Glut geschäftig gefächelt, daß die Funken des Holzkohlenfeuers sie knisternd umsprühten.

Als Karl nach einigen Tagen wiederkam, hatte er inzwischen über vieles nachgedacht. Nun saß er vor dem Alten und sagte: „Don Tomas, wir suchen in La Felicidad einen gesetzten, zuverlässigen Mann, der von Zeit zu Zeit unser Metall nach der Stadt zu schaffen und Geld für die Löhnung der Arbeiter zu bringen hätte. Wir sind im letzten Monat um dreitausend Pesos betrogen worden. Unser Kassier, der das Geld von Pachuca bringen sollte, ist damit durchgegangen. Es ist schwer für uns, einen ehrlichen, zuverlässigen Mann für diese Arbeit zu finden. und wir würden der rechten Person eine anständige Entschädigung bieten und gut bezahlen. Wissen Sie niemand, der sich dazu eignete, Don Tomas?"

„Nein, Don Carlos, ich könnte niemand nennen oder gar empfehlen, dem ich unbedingt vertrauen möchte. Ein Säckchen voll Goldes vermag den Redlichsten zu verführen. Nicht umsonst sagt man, im Gold wohnt die Macht der Hölle. Ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, Sie auf jemand aufmerksam gemacht zu haben, mit dem Sie schlechte Erfahrungen erleben könnten, der sich nachher auch als Dieb erweist."

Karl legte seine Hand auf Anayas Arm. „Wie wäre es, Don Tomas, wenn Sie die Stelle annehmen wollten? Sie würden in einem Jahr so viel verdienen, als hier in fünf. Und Ihre Aufgabe wäre nicht schwer. Sie hätten nichts zu tun, als zwischen Felicidad und Pachuca hin und her zu reiten. Wir würden Ihnen ein gutes Pferd zum Eigentum geben. Ein eigenes Pferd war doch schon lange Ihr Herzenswunsch, Don Tomas? Sie kämen wieder einmal aus dem öden Einerlei heraus und dürften reisen wie früher in Yukatan. Das wäre doch eine Gelegenheit, wie sie sich Ihnen nicht so leicht wieder bieten dürfte. Was sagen Sie dazu?"

Tomas wiegte bedenklich den grauen Kopf. „Das ist eine ernste Sache. Es würde uns in ein ganz neues Leben drängen, und wir sind zufrieden hier. Es fehlt uns nichts. Ich will es wohl überlegen und Ihnen in ein paar Tagen meinen Entschluß sagen. Auf alle Fälle danke ich Ihnen für das Vertrauen, das Sie in mich setzen."

Guadalupe, die neben ihm saß und die Unterhaltung mit anhörte, blickte Karl innig an; deutlich sagte der Blick: „Ich bewundere deine Klugheit, Geliebter!"

Zu ihrem Vater gewandt, rief sie: „Ich möchte dich zu Pferd sehen! Denk nur, ein eigenes Pferd! Und aus der Stadt würdest du mir schöne Geschenke mitbringen, jedesmal, wenn du zurückkommst — einen Fingerring, Pantoffeln, wie sie die Señoritas tragen, und Zeug zu Kleidern."

Tomas drohte mit dem Finger. „Ei, Mädchen, wie bist du auf einmal so eitel geworden. Sind dir denn deine Sandalen nicht mehr gut genug? Reinliche und gut geflickte Kleider tun hier den gleichen Dienst wie neue."

„Ich scherze ja nur! Aber ich möchte dich einmal zu

Pferde sehen statt auf unserem Eselchen. Du würdest immer noch recht gut und stattlich aussehen. Denke dir, du zögest zu Roß in Pachuca ein! Die Leute von Tlaloc, die kürzlich dorthin gezogen sind, würden die Augen weit aufmachen und sagen: ‚Nun seht doch nur! Don Tomas vom Rancho del Desierto ist ein großer Herr geworden!‘“ Sie kraute sein Haar und küßte ihn zärtlich. „Ich würde die Stelle annehmen, Papa!“

Als Karl nach einigen Tagen wiederkam, hatte Tomas Anaya sich entschlossen; er war bereit, die Stellung anzunehmen. Zunächst erklärte er Karl, daß es sowieso seine Absicht sei, diesen Platz in längstens zwei Jahren zu verlassen, um mit den Ersparnissen, die sie hier erübrigt, den Rest seiner Tage ruhig bei einem Bruder in der Heimat, bei der Stadt Oaxaca, zu beschließen. Auch müsse seine Tochter einmal hier heraus, wo sie verwelke und verblühe; und es wäre doch sein Wunsch, sie gut verheiratet zu sehen. Sein Bruder hätte ihm geschrieben, er wüßte eine gute Partie, wenn sie nach Oaxaca kämen. Er wolle sich also Karl auf ein Jahr verpflichten, und dann mit seiner Familie nach der alten Heimat ziehen. „In einer Woche bin ich fertig. Inzwischen will ich unser Vieh, Schafe und Ziegen nach dem Markt von Tlaloc bringen, um sie zu verkaufen. Ich kann mich ja dann der Landwirtschaft doch nicht mehr so wie bisher widmen, und für die zwei Frauen allein ist die Arbeit zu viel. Auch die Felder müssen wir brach liegen lassen; nur das Hausgärtchen soll weiter gepflegt werden.“

„Vater! Vater!“ rief Guadalupe. „So gehst du nun bald nach der Stadt. Und auch wir sollen bald ziehen. Oh, wie wendet sich alles zum Guten!“

Tomas war mit seiner Habe an Vieh und Ziegen nach Tlaloc gegangen, um dort die Tiere zu verkaufen. Die

Mutter bereitete das Abendbrot, und Karl, der am späten Nachmittag heraufgeritten kam, hatte sich zu Guadalupe auf die Bank unter dem Pirubaum gesetzt. Von den Ästen hingen nun die purpurroten Beerentrauben in solchen Massen herab, daß sich die Zweige bogen. Der Manto, eine Winde mit mächtig großen, blauen, violetten und weißen Glockenblüten, rankte sich wild am Gartenzaun, an Busch und Bäumen und an Teilen der Hütte empor.

Die Regenzeit war nun auf ihrer Höhe, und der ganze Llano blühte. Sonnenblumen, die weithin golden leuchteten, standen zu Tausenden umher; Agaven blühten wie siebenarmige Leuchter, und zahllos waren die Orgelkakteen. Gelbe und rote Blütenmassen zogen sich wie farbige Gletscher in den Tälern der wilden Gebirge nieder, wo noch Erde den Fels bedeckte. Der südliche Abend tauchte die Welt in seine ewig sich erneuernde Farbenpracht, voll Reinheit und Tiefe. Über den Sierras hingen einzelne lokale Gewitterwolken; schwarze, scharfumgrenzte Massen, die an den Rändern in der tiefen Sonne goldig glänzten.

In grauen Streifen ging in der Ferne da und dort ein Gewitter nieder; dazwischen standen große Flächen des reinen, violetten Abendhimmels.

Um die Fichtengipfel von El Rey brauten blitzende Massen, und um die Riesengestalten von Enamorados wob die untergehende Sonne eine Gloriole. Zwischen den Wettern zogen die Geier ihren Nestern zu.

Die Farben wogten, schmolzen und vermischten sich an den Gebirgen hin, sie mit allen Schattierungen von Blau, Rot und Gelb überschüttend, indes die Hügel und Rücken in der Tiefe schon in samtener Schwärze lagen.

Die zwei jungen Menschen lehnten aneinander und

spielten mit den Händen. Alle Seligkeit der Erde durchströmte in Schauern die Liebenden.

„Sieh, wie sie glänzen!“ rief Guadalupe zu den riesigen Felsengestalten zeigend.

„Mein großes Wunder!“ sagte er zu ihr, sie entzückt betrachtend.

Dann kam die Mutter aus der Hütte und brachte ihnen ein frisches Getränk, das sie eben aus Mais bereitet hatte. „Hört ihr's denn gar nicht? Eben hat Santita angefangen zu singen. Hört nur. Hört! Sie hat sich nun an den Käfig gewöhnt, und Don Carlos kann den Vogel mitnehmen, daß er ihm in Felicidad singt. Ich will Ihnen den Käfig am Sattel festbinden.“

Nach einem letzten Kuß hinter dem Rücken Doña Juanas, bestieg Karl sein Pferd und ritt in die finstere Schlucht hinab.

Die Sterne schienen ihm in der Totenstille zu singen, und Tränen der tiefsten Bewegung kamen aus der gewitterschwülen Seele des Jünglings.

In der Hütte saß Joe Silver allein und betrachtete mit seinem gesunden Auge verlangenden Blickes die Bilder, mit denen er nach und nach die grauen Wände der Wellblechhütte tapeziert hatte. Die Bilder hatte er aus amerikanischen Zeitschriften, die er monatlich erhielt, herausgeschnitten. Es waren lauter Bildnisse schöner Frauen: Tänzerinnen aus den Vergnügungslokalen von Fifth Avenue, Kinosterne, ganze Reihen verführerischer Geschöpfe, Arme und Beine in die Luft schlenkernd. Da waren die Bildnisse der berühmten Bühnensterne von Neuyork, Chikago und Boston; die Bilder der schönsten Frauen aus der Gesellschaft, des Präsidenten, der Senatoren, die Töchter und Gattinnen der Multimillionäre.

prachtvoll, geschmeidig, wie üppige Königinnen des alten Babylon, Ägypten oder Byzanz gekleidet. Da hingen die Porträts der göttlichen Harriet Stove, Mary Pickford, Diana Astor, Milo Pendennis, schön wie die Auserwählten aus Mohammeds Himmel.

Der arme Verstümmelte streckte voll heißen Verlangens seine Arme nach den Schemen an der Wand aus, die im flackernden Kerzenlicht alle ihm zuzuwinken schienen. Er lief zum Schrank, wo das Gold aufbewahrt wurde, wühlte in dem schimmernden Staub und glänzenden Körnern, raffte eine Faustvoll zusammen und zeigte sie den Bildern an der Wand. „O ihr Harriet, Mary, Diana! Bald komme ich. Ich bringe den Zauber mit, der euch alle bezwingt! Seht ihr's, was ich da in der Hand halte? Daraus macht man den stärksten Liebestrank. Ja, Harriet, Mary, Diana! Ich habe es geschworen! Frauen wie ihr sollen mich noch einmal lieben!"

Er wollte sich eben entkleiden, um sich auf sein Feldbett zu legen, als er aus der Ferne die Hufe von Karls Pferd klappern hörte. Er hinkte hinaus, um ihn zu erwarten.

„Kamerad," rief er dem sich Nähernden zu, „oh, was bist du für ein nachtwachender Patron geworden. Was, hat auch dich das große Elend an der Kehle? Ihr Harriet, Mary, Diana! Ist denn keine Wildnis wild genug, wo ihr nicht doch wie schöne Panther streift? He, was hängt denn hier am Sattel? — Ein Käfig! — Ha, hat sie dich schon gefangen? Und gibt sie dir noch den Käfig drein, dich selbst einzusperren? — Karl, Karl! So steht es um dich?"

„Mach' doch keinen solchen Lärm, Silver! Sie haben mir einen Vogel geschenkt. Was weiter?"

„Hahahaha! Einen Vogel hat sie dir geschenkt? Du hast einen Vogel von ihr? Und da sagst du mit aller Seelenruhe: ‚Was weiter?‘ Ich sage dir, du wirst dich noch wundern über diesen Vogel!“

„So sei doch endlich still, Silver! Du machst ja einen Skandal zu nachtschlafender Zeit.“

„Also! Pst! Scht! Ruhig! Ich hab' gar nichts gesagt! Wir wollen also wispern, flunkern und munkeln.“

Karl suchte abzulenken: „Nichts Neues vorgefallen, solange ich fort war, Joe?“

„Nichts, als daß man dir einen Vogel geschenkt hat, Freund. Dann hat man uns heute abend noch Post gebracht. Es ist ein Paketchen da für dich aus Deutschland.“

Karl übergab das Pferd dem Knecht, hing den Vogelkäfig mit seiner Öse an den kleinen Finger seiner Linken und folgte Silver, der, hinkend und ein leichtsinniges Couplet singend, voranschritt. Dann sagte er: „Karl, ich habe heute wieder zwölf Damen an die Wand geklebt. Sieh nur, welch ein Harem unsere Blechbude so nach und nach wird.“

„Joe, ich fürchte, du verlierst allmählich noch den letzten Rest von Verstand, oder hast du ihn vielleicht schon verloren. Dein ewiges Faseln von Goldsäcken und schönen Frauen muß ja den stärksten Kerl verrückt machen. Aber das sage ich dir, wenn du fortfährst, im Schlaf solch schauerliches Geschwätz zu machen, schütte ich dir einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf. — Wo ist das Paket?“

Silver gab ihm die Post und streckte sich seufzend auf seiner Pritsche aus.

Karl ging in seinen Raum, der durch ein in die Blechwand geschnittenes Loch mit dem Silvers verbunden

war. Dort stellte er den Vogel auf den Tisch und zündete eine Kerze an.

Zitternd zerschnitt er die Schnur, die das Paket zusammenhielt. Die Handschrift der Adresse war von Elisabeth. Aus der Hülle nahm er einige Mappen; sie enthielten farbige Wiedergaben nach Schwinds und Richters Werken. Dazwischen lag ein Briefchen. Karl las stille Worte der Resignation und die Nachricht, daß sie schwer krank gewesen sei, aber nun schon wieder an sonnigen Tagen im Schatten von „Sultan Selim", der schwer voll Früchte hinge, sitzen dürfe.

Eine Weile barg er das Gesicht, von zwiespältigen Gefühlen zerwühlt, in seine Hände, denn es stiegen alte, liebe Erinnerungen auf. Dann blätterte er flüchtig in den Mappen. Ferne, liebe Töne wollten weiterklingen, aber eine unwiderstehliche Müdigkeit des Leibes und Geistes überwältigte ihn.

Er legte Brief und Blätter in seinen Koffer, sank angekleidet auf sein Feldbett und schlief augenblicklich ein.

Nach langem, traumlosem Schlaf weckte ihn Santitas Gesang, die im Käfig auf dem Tisch mitten im goldenen Morgenlicht, das durch das Fenster fiel, jubelte.

Tomas Anaya empfahl Hütte und Feld den Frauen, und Frauen und Hütte und Feld der Güte und Weisheit Gottes. Karl hatte dem neuen Boten ein gutes Pferd besorgt und ihn mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet. Mit ruhiger Seele trat Tomas seine erste Reise nach Pachuca an. In Ledertaschen führte er zweihundertundfünfzehn Unzen Goldes mit sich, um es bei der Bank abzuliefern. Das Erträgnis von „La Felicidad" war in der letzten Zeit wieder einmal recht gut gewesen. Die Metallader schien nun doch allmählich in einen mächtigeren

Stamm überzugehen. Die große Ausbeute schien in greifbare Nähe gerückt.

In der Stadt besuchte Tomas zunächst einmal ein paar Bekannte, die von Tlaloc dorthin übergesiedelt waren, und von denen er hoffte, daß sie ihm in seinen Geschäften ein wenig beistehen würden, denn er war seit Jahren nicht mehr in Pachuca gewesen und dort ein wenig fremd geworden. Er fand die Leute in dürftiger Lage, da der Ernährer der Familie bei einem Unfall in der Mine, wo er arbeitete, ein Bein gebrochen hatte, und die Kompanie für Unglücksfälle nicht aufkam. Tomas Anaya unterstützte die Leute reichlich, denn so viel bares Geld wie in dieser Zeit hatte er noch nie besessen. Seine neue Lage gefiel ihm so wohl, daß er sich glücklich fühlte und deshalb freigebig war.

Er lud die Familie und ihre Freunde zu einem Essen in die Fonda „La Fortuna" ein, wo er, von Rainer empfohlen, Quartier genommen hatte. Zwei Gitarren und eine Geige spielten; es ging hoch her, und nach dem Mahl fuhr man fort, ein wenig zu trinken und Karten zu spielen mit sehr geringen Einsätzen oder „um des Kaisers Bart", da Tomas sich hartnäckig weigerte, sein Glück im Spiel ernstlich zu versuchen. Ja, er freute sich dieses neuen Lebens. Jetzt erst dachte er darüber nach, wie ärmlich und einsam er doch all die Jahre verbracht, und daß das Leben auch noch andere Freuden und Genüsse zu geben habe als wohlgedeihendes Feld und Vieh. Dankbar gedachte er des Urhebers seines neuen Glückes und schloß ihn in das tägliche Gebet ein.

Tomas Reise und Besorgungen in der Stadt sollten etwa zehn Tage dauern. Nun war schon der vierte Tag verstrichen, seit er abwesend war, und Karl hatte immer noch nicht seiner Hütte einen Besuch gemacht, um nach

den Frauen zu sehen. Ein warnendes Gefühl, mit dem Mädchen, das er liebte, allein zu sein, hatte ihn bisher zurückgehalten. Nachdem der wachsame Vater nun glücklich fort war, hielt Karl jenes letzte Zaudern zurück, das den entschlossen in einen unvermeidlichen Abgrund Springenden noch einmal zur Besinnung mahnt. Und doch war ihm tief in seiner Seele bewußt, daß der Tag kommen würde und nahe war. Die ganze Kraft seines mühevoll erzwungenen Widerstands war nur noch zum schwankenden Zögern stark genug. Die unbezwingbare Sehnsucht, das zehrende Verlangen, die herrliche Gestalt des geliebten Mädchens wiederzusehen, steigerte sich von Stunde zu Stunde immer unabwehrbarer. Er drängte die ihn peinigenden Spannungen mit allerlei unklaren Gedanken und Vorstellungen zurück, und erlebte doch nur, daß ihre Gewalt unwiderstehlicher wurde.

Als Karl und Joe Silver am Mittag den Schacht verließen, ging draußen ein leichtes Gewitter nieder. Warme Regenschauer strömten vom Himmel, und schwacher Donner hallte aus der Ferne herüber. Blitze sprangen von Wolke zu Wolke; sie glichen feurigen Seilen, die von einem Rande der Schlucht zum anderen reichten. Über der Landschaft lag eine seltsam anmutende, süße, schwermütige und einsame Stimmung. Die in silbernen Fäden von den hohen Felswänden niederstürzenden Wasser vom Gewitter klangen wie ein überirdisches Harfenspiel in die Stille, die unter Wolkenschatten brütete. Schnell zogen die Wolken vorüber, und aus dem strahlenden Blau leuchtete die gelbe Nachmittagsonne. Die Stille schien sich lebendig emporzurecken, und über die erfrischte Welt ging es wie Wogen von Stärke und Zuversicht. Laut sangen alle Vögel, und die schimmernden Fäden des Wassers an den Abgründen klangen immer noch, leiser

und leiser, bis nur noch Tropfen niedersickerten. — Von der schwermütig-seligen Stimmung überwältigt, hatte sich Karl auf einen Felsen am rauschenden Wasser gesetzt und achtete es nicht, wie der Regen ihm die rote Erde aus den Haaren wusch. Gedankenlos saß er da, in sich gekauert; in wesenloses Träumen versunken. Das Leuchten der Sonne, der Gesang der Vögel leitete sein Sinnen ins Leben zurück. Er sprang auf, blickte wie ein Dürstender über sich, der mit geöffneten Lippen Wasser aus der Wolke erwartet.

„Du schöne Welt!" jauchzte er im Überschwang der Gefühle.

Er legte zwei Finger seiner Hand in den Mund und pfiff, daß ihm die Adern an den Schläfen quollen.

Der Knecht kam gelaufen, und Karl befahl ihm, sofort das Pferd zu satteln.

Eilig badete er sich im Bach, legte neue Kleider an, schnallte die Sporen um und ritt wie ein Fliehender zum Plateau hinauf.

Schaumbedeckt und keuchend näherte sich das Pferd langsam Anayas Hütte. Karl Rainer trieb es nun nicht mehr an und ließ es so langsam gehen, als es wollte.

Klopfenden Herzens band er es an einem Pfosten der Gartentür fest. Die Hütte lag still; nichts rührte sich. „Sie wird wohl mit der Mutter nach Tlaloc gegangen sein, und es ist wahrscheinlich niemand zu Hause als die Katze," sagte er erleichtert zu sich selbst.

Zögernd und nachdenklich schritt er voran, bis er tiefatmend an der Schwelle der Hütte stand.

Vor ihm, auf der Erde, kniete Guadalupe und zerrieb mit dem steinernen Reiber den aufgeweichten Mais auf der porösen Lavaplatte. Obschon ihr Kopf der Tür zugedreht war, hatte sie ihn nicht bemerkt, da ihr Haupt tief

auf die Arbeit niederhing. Sie schien in Gedanken und summte zum Takt des Reibens eine Melodie. Ein altes indianisches Lied in der sterbenden Sprache von Yukatan, den Lauten einer verlorenen Rasse, in der ihre Mutter sie noch ein wenig unterrichtet hatte.

Das Mädchen war nur leicht und lässig gekleidet, und unter der Anstrengung des Reibens und Quetschens spielten die Sehnen und Muskeln schön an ihren nackten Armen und Hals, wo sie wie gespannte Seile hervortraten. Es dauerte eine Weile, bis sie merkte, daß es in der Hütte einen Schatten dunkler geworden war, und sie aus ihrer träumerisch vollzogenen Arbeit aufblickte. So mächtig war ihr Erschrecken, als sie mit einem Male den schweigenden Mann zwischen ihr und der Sonne sah, die rot, groß und tief über den westlichen Sierras stand, daß sie mit einem leisen Schrei rückwärts taumelte und den Stein, mit dem sie mahlte, abwehrend wie ein Wurfgeschoß erhob.

Karl Rainer stand unbeweglich.

„Karl!" stammelte sie, „oh, wie bin ich erschrocken! Still, wie ein Geist, bist du heute gekommen. Wie schwarz du da in der Tür stehst. Und deine Gestalt reicht über die ganze Sonne hinweg. Wie lang ist es, seit du nicht mehr dagewesen bist!"

Er schritt auf sie zu und richtete die Zitternde an der Hand empor, sich an den Steinen des Herdes stützend.

Leise fragte er: „Wo ist Doña Juana, Guadalupe?"

„Die Mutter ist nicht hier. Sie ging ins Dorf, um einzukaufen. Vor morgen kommt sie nicht heim. Auch den Knaben Jonas hat sie mitgenommen; ich bin ganz allein. Bis nach Tlaloc hinab ist keine lebende Seele außer uns."

Erschrocken ob der unerwarteten Freiheit, sahen sie einander befangen an.

Sie küßten sich nicht. Sonst taten sie es verstohlen und mit List hinter dem Rücken der Eltern.

„Nun, da du einmal, nach so langer Zeit, wieder kommst, mußt du mich in den schlechtesten Kleidern finden! Verzeih! Ich hatte heute so viel zu tun und nicht alles saubere Arbeit. Die ganze Hütte habe ich gereinigt. Überall gab es zu tun. Aber nun bin ich fertig, und ich will mich besser anziehen, daß du dich meiner nicht zu schämen brauchst. Warte nur ein kleines Weilchen; ich bin gleich fertig."

„Warum willst du dich umkleiden? Ich schäme mich deiner nicht, Guadalupe. Du bist mir lieb in jedem Gewand. Du bist prächtig in jedem Kleid."

Entzückt betrachtete er die hohe Gestalt und genoß ihren Anblick, nach dem er sich seit Tagen in Sehnsucht verzehrt.

„Wie groß du bist! Als deine Eltern die Hütte bauten, rechneten sie gewiß nicht mit dir. Du berührst ja die Decke mit dem Kopf."

„Auch an dich dachten sie gewiß nicht, als sie die Hütte bauten. Wenn wir beide hier drinnen sind, meine ich manchmal, sie müßte auseinanderbrechen, wenn wir nur einmal recht tief atmen, uns recken und dehnen wollten. Aber ich will mich doch ein wenig besser kleiden, nun da du hier bist. Ich möchte vor dir immer mein Bestes und Schönstes tragen."

Er wehrte ihr nicht länger, denn er sah sie gerne schön gekleidet.

Er rief ihr nach: „Guadalupe, da du ja nun doch andere Kleider anlegst, könntest du da nicht dein schönes yukatekisches Gewand wieder einmal wählen? Weißt du, das Kleid, in dem ich dich am Tage von Sankt Peter und Paul im Garten fand?"

„Gern, wenn es dir gefällt. Ich brauche es nur überzustülpen, und wir sind doch allein. Keine lebende Seele außer uns bis nach Tlaloc hinab! Ja, ich will auch Mutters Truhe öffnen und einmal all ihren alten Schmuck umlegen. Sie tut so geheimnisvoll damit und erlaubt mir immer nur das eine oder andere Stück zu nehmen. Sie meint, es wäre Sünde, schön sein zu wollen. Die gute Mutter! Sie sagt, ich hätte Anlagen zur Eitelkeit. Und ich glaube, sie hat recht. Nun, Liebster, warte ein Weilchen!"

Karl ging hinaus und wartete auf der Bank unter dem Pirubaum.

Die zerstreuten Gewitterwolken, Sturzwellen gleich am Himmel hingeweht, glühten noch von der Sonne beschienen, die eben hinter den Horizont gesunken war. Sie sahen aus wie Feuermeere und glühender Dampf. Die von den Wolken rückgestrahlte Glut lag fast furchtbar über den unendlich einsamen Gebirgen und namenlosen Flächen.

Guadalupe hatte sich inzwischen für ihren Liebsten geschmückt, mit allem, was sie Schönes besaß.

Eine Weile stand sie still unter der Tür, in das Feuerspiel des Himmels blickend. Dann schritt sie lächelnd und langsam dem Wartenden entgegen. Sie wußte wohl, daß sie schön sei, und der Gedanke gab ihr sieghaften Stolz, der in jeder ihrer Bewegungen lag. Sie war nicht mehr das arme, bescheidene Geschöpf, aber eine Erscheinung der Natur, voll ein- und angeborener Würde und Hoheit. Das wallende, weiße Gewand schmiegte sich um ihren Körper und spielte im Abendwind um die herrliche Stärke ihrer Glieder. Wie der Geist der riesenhaften Welt, die sie umgab, trat sie aus dem glühenden Hintergrund hervor. Bänder und Schnüre aus Silbermünzen und

roten Korallen und feinen Muscheln schmückten ihren Hals. Die am Hinterhaupt aufgerollten Zöpfe hielten Pfeile zusammen, die aus den Schnäbeln der Pelikane geschnitzt waren. Kunstvolle, aus farbigen Haaren von Pferdeschweifen und Mähnen geflochtene Bänder umwanden schillernd ihre Handgelenke, und kleine, silberne Glöckchen läuteten daran, wenn sie die Arme bewegte. Zwei grüne, seltene Steine, groß wie Kirschen, baumelten von ihren Ohren. An den Fingern trug sie altertümliche Ringe von Eisen und Gold, alte Erbstücke der Mutter. Die Sandalen, in denen ihre nackten, sehnigen Füße steckten, waren mit silbernen Nägeln und Nieten ausgelegt. Ihr Gewand verströmte einen leichten, honigartigen Duft von den Kräutern, die sie zum Schutze gegen die Motten in ihrer Kleidertruhe verwahrte. Grüne und blaue, seidene Schnüre reichten ihr vom Hals unter das Kleid bis auf die Brust hinab. Dort hingen Talismane und Zauberdinge, die sie vor sichtbaren und unsichtbaren Gefahren und Geistern beschützen sollten.

Staunend blickte der Mann auf die Offenbarung der Schönheit.

Sie sah und fühlte seine Bewunderung. „Bist du so mit mir zufrieden?" fragte sie, sich neben ihn auf die Bank niederlassend. „Was würden Vater und Mutter sagen, wenn sie mich an einem Werktag so feierlich angezogen fänden. Aber wir sind ja allein. Bis Tlaloc hinab keine lebende Seele außer uns!"

Da schwieg aller Kampf und jede letzte Hemmung in Karl Rainers Brust. Purpurne Seligkeit umnebelte seine Seele, und er sank erschlafft vor ihr auf die Knie. Schluchzend und überwältigt von der plötzlichen Entspannung wühlte er seinen Kopf in ihren Schoß. Versunkener Glückseligkeit voll in die Ferne lächelnd, strei-

chelte das Mädchen sein Haar und fuhr mit ihren warmen, flachen Händen seine Wangen auf und nieder. Lippe auf Lippe gepreßt stammelten sie die alten, ewiggleichen Worte Liebender.

Es wurde Nacht. Die Glut der Wolken verblaßte, bis sie als schwarze Massen weite Strecken des Sternenhimmels bedeckten, und die Gebirge zu dunklen Klumpen ineinanderschmolzen. Es roch nach Feuchtigkeit und Erde. Die Nachtgewächse im Garten, die Rosen und der Heliothrop begannen zu duften; Grillen und Zikaden erfüllten die Luft mit dem brausenden Gesang liebender Millionenheere.

In den Ruinen am Hügel klagten melancholisch Eulen und Käuzchen im Gemäuer.

In der Ferne, hoch am Himmel, blitzte es unaufhörlich um die schwarzen Gipfel von El Rey.

Über den Liebenden rauschte der Piru, und bei jedem Windstoß fiel ein Schauer überreifer Beeren aus seiner Krone wie rote Tropfen über sie. „Darf ich bei dir bleiben, Liebste?“ fragte er.

„Ja! Dein ganzes Leben lang,“ sagte sie, schloß die Augen und ließ die Arme niederhängen.

„Es wird spät, Guadalupe! Hörst du, wie das Pferd wiehert und scharrt? Ich habe es am Gartentor angebunden, und da steht das arme Tier noch. Ich will es in den Stall führen und ihm Futter vorwerfen. Ein kleines Weilchen, dann bin ich bei dir, mein Leben.“

Die Zeit der Regen und Gewitterstürme war vorüber, und ein seliger Friede senkte sich über die Natur. Aus einzelnen ziehenden Wolken fielen noch zuweilen schwere Tropfen in Schauern. Doch täglich wurde der Himmel reiner und die Wolken weißer und glänzender. Sie flogen

immer höher im Blau. Sie zogen langsam über den Kontinent, vom Atlantischen zum Stillen Ozean, hin und wider, in Gruppen und einzeln wie heilige Waller, die ihr Jerusalem, ihr Mekka und Medina suchen. In der tiefen, feuchten Bläue strahlte die Sonne wie ein allumfassendes Glück. Aus rotglühenden Himmeln und Gebirgen kam sie am Morgen und versank am Abend hinter goldig leuchtenden Zacken. Auf Ebenen und Gebirgen lag es wie Frühling, Sommer und Herbst zugleich. Alles Organische befand sich immer noch in fieberhafter Tätigkeit, von dem mächtigen Impuls bewegt, der das Leben erneuert. Kräuter und Blumen erwachten noch jede Nacht aus der warmen, mit Feuchtigkeit gesättigten Erde, und reifende Schoten krümmten sich, Hülsen und Schalen platzten mit einem Knall in der sonndurchglühten Stille des Mittags und schleuderten ihre Samen mit Wucht hinaus. Im Wind segelten die Sporen vieler Pflanzen; der Same der Wollbäume wirbelte durch die Luft wie Schneeflocken. Die Keime klammerten sich an das Fell der Tiere und in das Gefieder nahrungsuchender Vögel. Sie schwammen im Wasser, krochen wie Raupen, schnellten wie Heuschrecken und flogen wie Käfer, ein Plätzchen suchend, um dort aufs neue das Leben zu sichern. Es war der Monat Oktober.

In der Hütte Tomas Anayas wohnte das Glück. Die zwei Seligen dort waren in einem tönenden Meer der Liebe versunken und ließen sich treiben. Vergangenheit und Zukunft gab es nicht für sie. Alles war Gegenwart und Freude.

Häufig kam nun Karl Rainer von La Felicidad herauf und besuchte seine Geliebte. Guadalupe hatte geschickt die Mutter ins Vertrauen gezogen, deren sanftes, pflanzenhaftes Wesen nie ernstlichen Widerstand gekannt, die

alles geschehen ließ, als durch Gottes Ratschluß bestimmt, gegen den es keinen Willen gab. Sie faltete nur die Hände und sagte: „Gott ist groß! Er weiß, was er tut.“ Im geheimen fürchtete sie den Zorn des Vaters, der furchtbar war, wenn er einmal ausbrach. Das Unheil war nun aber einmal geschehen, und nun galt es nur noch, es zu verbergen. Der Zukunft mußte mit heißen und vermehrten Gebeten vorgebeugt werden. „Gott hat es zugelassen; in seiner Hand stehen sie. Was vermögen wir Armen.“ Doña Juana betete Tag und Nacht. Im Grunde fühlte sie auch ein wenig Genugtuung und Stolz, daß der Fremde, in dem sie eine Art Halbgott sah, ihre arme Tochter solcher Auszeichnung würdigte. Sie stand nicht zwischen ihrem Glück, aber sorgte für ihr Wohlergehen, als wären sie vor Recht und Gesetz Vermählte.

„Mein Geliebter,“ rief Guadalupe, „sieh nur wie der Llano blüht. Die Kolibris scheinen wild geworden zu sein, und die Bienen sind zornig vor Arbeit. Wie gut haben wir doch heute zu Abend gespeist. Die Mutter räumt schlimm unter dem Geflügel auf. Laß uns noch ein wenig spazieren gehen, bevor es Nacht wird. Aber nicht zu den Ruinen! Ich fürchte die Geister dort, und da ist nicht zu helfen. Sieh, dort hinaus wollen wir gehen! Die Sonnenblumen wachsen dort wie ein Dickicht; ich möchte durch die gelbe Flut streifen. Das Gras ist voll silberner Wedel. Und wie die Jamaikablumen duften! Gib mir die Hand! Nun laß uns laufen!“

Im Übermut des Lebens und der Jugend stürmten sie in den Llano hinaus. Sie liefen aufgescheuchten Hasen nach, suchten umherschwirrende Wachteln mit der Hand zu fangen und lauschten verschnaufend der Zenzontle, die herrlich sang.

„Singt Santita noch?“ fragte Guadalupe.

„Ja. Sie singt Tag und Nacht.“

„Du mußt sie mit Zucker und Grünzeug füttern.“

Die Sterne gleisten und der Mond strahlte über dem hohen Gras, dessen Wedel wie silberne Lagunen wogten und schimmerten. Die Sonnenblumen ließen nun die Köpfe niederhängen wie Schlafende und schwankten auf den hohen Stengeln wie von unsichtbaren Händen gewiegt. Die Singvögel waren stumm geworden. Kolibris und Bienen schwirrten und summten nicht mehr.

Die zwei Fröhlichen waren nun müde und ließen sich nieder im Gras, wo sie umschlungen saßen und Worte der Liebe redeten. Dazu schien der Mond mit weißem Licht über das Hochland. Die Wälle der Gebirge ragten an allen Horizonten schwarz und riesig hingestellt; die Enamorados schienen den Himmel zu berühren. Der steinerne Mann stand aufrecht, und die Frau saß zu seinen Füßen. Die Sierra de los Gigantes lauschte; die Castillos Encantados horchten herüber, und in der Wolkenhülle verborgen neigte El Rey sein schon weißes Haupt herab. Durch tausend Cañons strömten die Wasser nach den großen Flüssen zum Meer. Jeder Cañon war eine klingende Saite, kreuz und quer über die Erde gezogen. Und alle tönten zusammen in Harmonie, zur Lust und Freude der Geister, die lauschten. Weiße Dunstschleier stiegen allerorts aus der feuchten Erde und glänzten wie phantastische Heerzüge im Mond. Von tönender Unendlichkeit umrauscht, schmiegten sich die zwei Menschen aneinander. Sie fühlten sich allein im Universum, und seine Größe schweißte sie in eins zusammen.

„Kinder,“ rief die Mutter, die ängstlich am Gartentor wartete, „wie lange ihr wieder draußen bleibt. Was soll nur aus euch noch werden? Mir wird Angst, und der

Vater muß bald wiederkommen. Er bleibt immer länger in der Stadt!"

„Ja," sagte Karl, „Don Tomas sollte längst wieder zurück sein. Es scheint ihm immer besser in der Stadt zu gefallen. Morgen erwarten wir ihn bestimmt."

„Es gefällt mir nicht. Vater hat nie getrunken, aber das letzte Mal fand ich in seiner Reisetasche zwei leere Flaschen. Gott verhüte Schlimmes."

„Mutter, liebe Mutter, was mußt du immer klagen wie ein Käuzchen. Vater bleibt doch nie länger aus als nötig ist. Kaum ist er gegangen, kommt er schon wieder, und wir müssen uns tagelang verstellen, daß er nichts merkt. Das ist häßlich. Sonst wäre alles schön. Glaubst du nicht, Karl?"

„Ja, daß Vater es nicht wissen darf, das ist häßlich."

„Wir müssen alle drei lügen, Kind. Und darauf ruht kein Segen. Die Lüge war die erste Sünde, und alles Weh der Menschen kommt von der Lüge."

Die Tochter ließ sie nicht weiterreden; sie verschloß ihr den Mund mit den Händen. „Komm, liebe Mutter, sei gut. Störe unsere Freude nicht. Wenn alle Nachtigallen singen, wer wollte da eine Eule sein. Wie müde ich bin. Wie müde! Wir sind zu viel den Hasen nachgelaufen, und haschen läßt sich ja doch keiner. Auch du blickst müde, Geliebter."

Karl! Karl!" rief Silver, als Rainer am anderen Morgen zur Arbeit nach Felicidad kam. „Willst du mich deiner Gnädigen nicht vorstellen? Ich habe großes Verlangen, unsere Frau Rainer kennen zu lernen."

„Joe, wenn du mir versprichst, fürderhin über meine Privatangelegenheiten den Mund zu halten und alle unpassenden Bemerkungen für dich zu behalten, nehme ich

dich nächsten Sonntag mit, wenn Don Tomas inzwischen nicht zurückgekehrt ist. Dann lassen wir's lieber für einen anderen Tag."

„Ich will schweigen," sagte Silver und schlug sich auf den Mund. „Übrigens, Karl, mit Don Tomas ist etwas nicht ganz in Ordnung. Ich habe da dies und das von einem unserer Leute gehört. So ganz nebenbei. Señor Anaya verkehrt in Pachuca in ziemlich zweifelhafter, nicht gerade wünschenswerter Gesellschaft. Der Mann, der mir das erzählte, hat ihn betrunken gesehen; es ist so, seine wackeren Freunde und Kumpane schleppen ihn in allen Spielhöllen herum. In der Fonda ‚La Fortuna', wo er gewöhnlich absteigt, mußte er das letztemal seine Zeche schuldig bleiben. Karl, ich meine, mir scheint, du gibst dem Mann zu viel Geld in die Hände."

„Joe, das ist nicht wahr! Da sind gemeine Lügen! Die leider nur zu bekannte niederträchtige Mißgunst und Eifersucht der Leute untereinander. Keiner gönnt dem anderen einen Brocken. Ich kenne Don Tomas gut genug, und ich sage dir, in ein paar Wochen ist es ganz unmöglich, daß einer seinen Charakter umkremple. Ein Mann wie er wird von heute auf morgen kein Schuft. Ein Mensch, der fünfundzwanzig Jahre in der Wildnis zugebracht und fast wie ein Einsiedler gelebt hat, macht keine Dummheiten mehr. Ich lege für Tomas meine Hand ins Feuer."

„Tust du das wirklich, dann wird sie zunächst nach Braten riechen. Und wenn du deine Hand ins Feuer legst, so will ich glühende Kohlen fressen, daß Tomas eine ehrliche Haut ist."

„Unbedingt, Joe!"

Am selben Nachmittag kam Tomas Anaya aus Pachuca zurück. Es war alles in Ordnung. Die Besorgungen

waren gemacht; die Bank bescheinigte die Ablieferung des Goldes. Die Beträge, die er für die Löhnung brachte, stimmten.

„Verleumdung, wie immer!“ dachte Rainer.

„Don Tomas, Sie sehen recht blaß aus. Fehlt Ihnen etwas?“

Der Alte richtete die heiß glänzenden Augen, die er zu Boden gerichtet hatte, zu Karl auf. „Ja, ich war nicht wohl, Don Carlos. Daher blieb ich auch ein wenig länger in der Stadt. Aber es ist nun vorüber. Der Luftwechsel macht es. Ich bin zu lange nicht mehr aus meiner Hütte herausgekommen.“

„Ruhen Sie sich nur eine Zeitlang aus. Ihr Gesicht zeigt Spuren von Fieber.“

„Mehr als drei Tage will ich nicht hier bleiben. Nachdem ich da oben so gut wie nichts mehr zu schaffen habe, die Felder brach liegen, und das Vieh verkauft ist, halte ich es nicht mehr aus, untätig herumzusitzen. Auf der Reise und in der Stadt vergißt man wenigstens und wird abgelenkt.“

Müde ging er hinaus und schlug den Weg zur Höhe ein.

Karl sah ihm nach. „Wie unsicher er geht. Es ist ihm doch ein wenig an die Nieren gegangen, so mit einem Male ein anderes Leben führen zu müssen. Es ist allerdings so etwas wie ein zu großer Luftwechsel. Er muß sich eben an das veränderte Dasein gewöhnen.“

Solange Tomas daheim war, ging Rainer nicht hinauf. Das Versteckspielen war seiner Natur zuwider. Er konnte die Regungen seines bösen Gewissens nicht unterdrücken und fühlte sich beengt, unfrei und mißgelaunt. Seine Sehnsucht und Ungeduld nahm er mit in den Schacht hinab, wo er in angestrengter Arbeit und ständi=

ger Erwartung des großen Fundes am besten vergessen konnte.

In der Finsternis des Bergwerks verging die Zeit schnell, und die Sonne war nur wie eine Lampe, die angezündet und bald wieder ausgeblasen wurde. Er stieg in den Schacht, wenn sie aufging, und kroch aus dem feuchten Loch erst wieder heraus, wenn die letzte Röte am Himmel verglühte.

Die Ader war seit einiger Zeit wieder enger geworden, und die aufgewendete Arbeit deckte eben noch gerade die Unkosten.

Silver knurrte: „Der Leibhaftige will uns wieder ein wenig zum Narren haben. Das verfluchte Gold findet sich wieder einmal recht spärlich. Aber wir graben und graben, und wenn es bis in die Schmelztiefen hinab geht. Der Stoff ist im Berg, daran ist kein Zweifel! Wir haben nichts anderes zu tun, als beharrlich dem gelben Faden nachzugehen. Glaube mir! Jeder Schuß kann uns Schatzkammern aufdecken, die Millionen wert sind. Was sage ich! Milliarden! Der Stoff ist im Berg!"

„Er ist im Berg, Joe, daran glaube auch ich. Zurück gehen wir beide nicht mehr. Wir müssen vorwärts! Oder in unserem Fall — hinab!"

„Wir graben und graben, Karl. Und müßten wir der Erde die Gedärme aus dem Leib reißen. Wir graben."

„Recht, Joe. Wir dürfen nicht verzweifeln. Zupacken! Immer zupacken! Wer A gesagt, muß auch B sagen."

„Den Nagel auf den Kopf!"

Als Tomas Anaya nach einigen Tagen sich wieder zur Arbeit meldete, atmete Karl erleichtert auf. Er durfte nun wieder zu Guadalupe hinauf; sie nach des Tages

Mühen und Verdruß wiedersehen. Nur bei ihr ließ der bohrende Gedanke an das Gold von ihm.

Karl blickte über Don Tomas weg und sagte: „Sie sollen heute noch reisen. Heute noch. Es ist zwar schon spät, aber bis zum Rancho del Cedro kommen Sie immer noch, bevor es Nacht wird. Wir brauchen ein paar Sachen recht nötig. Hier sind die Instruktionen an unseren Agenten in Pachuca. Da sind hundertundsechzig Unzen Gold. Und hier, Don Tomas, ist etwas für Ihre Privatauslagen. Lassen Sie sich nichts abgehen! Zu knausern brauchen Sie nicht. So, und nun augenblicklich zu Pferd. Sie müssen unbedingt noch vor Nacht unterwegs sein. Wir brauchen sofort eine Stahlflasche Quecksilber, ein Arbeiter hat mit unserem Vorrat nicht aufgepaßt, und ein Teil des Quecksilbers ist unbrauchbar geworden."

Er reichte dem Alten alles Nötige und drückte ihm eine Faustvoll Banknoten in die Hand, die er mit einem Griff, ohne sie zu zählen, der Kasse entnommen hatte. Warum sollte der Mann nicht ein paar frohe Tage in der Stadt verleben? Don Tomas blickte ungläubig die Summe an, die er in Händen hielt, aber Karl drückte die immer noch zögernd erhobene Hand hinab, ihr die Richtung nach der Tasche gebend, in der sie Tomas verschwinden ließ.

„Schon gut. Schon gut, Tomas! Sie werden uns erlauben, daß wir Ihre Dienste würdig bezahlen. Wir können es; und Ehrlichkeit und Treue haben keinen Preis. Da ist das Pferd! Drängen Sie unseren Agenten wegen des Quecksilbers. Adios!"

Auch Tomas schien es eilig zu haben. Er ritt scharf.

Karl Rainer sah ihm nach; einen Augenblick quälte ihn ein unangenehmes Gefühl. War das nicht gemeiner Betrug, den er mit dem alten Mann spielte? Aber der Gedanke an seine Liebe war stärker als alle Vorwürfe.

Kaum war Tomas auf der Nordseite des Cañons verschwunden, stieg Karl zu Pferd und stürmte zu dem Plateau empor.

An der Gartentür fiel Guadalupe ihm um den Hals und stammelte ihre süßen, fremden Naturlaute der Liebe. „Mein Liebster! Mein Herr! Wie lange bist du nicht zu mir gekommen. Der Manto ist inzwischen verblüht, und auch die anderen Blumen im Garten sind welk geworden. Ich mochte nichts tun, nichts berühren, nichts denken als an dich. Wie kalt es schon ist. Es ist November. Komm, laß uns an den Herd sitzen. Dort brennt ein großes Feuer. Ich friere."

Sie gingen hinein. Still grüßte ihn die Mutter, die den Rosenkranz in der Hand hielt und gleich wieder in die Kammer ging, um weiter zu beten. Sie dankte Gott, daß der Vater diesmal nichts bemerkt hatte und offenbar auch nichts ahnte.

Rainer setzte sich auf den Schemel am Herd und Guadalupe ließ sich neben ihm nieder.

Es war schon Nacht, und in der kalten Luft flimmerten die Sterne durch die offene Tür. „Wie still es geworden ist. Wie leblos. Die Scharen der Grillen und Zikaden sind dahin; totenstill ist der ganze Llano. Ich fürchte mich vor so großer Stille." Sie flüsterte ihm zu: „Die Geister gehen wieder um. Sie sind erwacht."

„Es gibt keine Geister, Guadalupe."

„Die Mutter scheint die Sprache verloren zu haben. Sie starrt nur noch ins Leere und betet Tag und Nacht. Der Vater ging umher wie ein Verstörter. Stundenlang saß er vor den Feldern, wo die Stoppeln faulen, und stundenlang blickte er in den leeren Viehstall und hielt den Kopf in der Hand gestützt. Schau, so! Den Hirtenknaben Jonas hat er entlassen; er brauche ihn nicht mehr.

Mich sah er kaum. Er mochte mir nicht ins Gesicht blicken. Ich fürchte mich! Ich fürchte, er könnte etwas wissen oder ahnen. Ich konnte ihm nicht mehr gerade ins Auge sehen. Wir gingen alle umeinander herum. Ich war froh, als er wieder fort ging. Aber ich habe geweint, wenn es niemand sah. Etwas Schweres ist mir ins Herz gekommen. Etwas Dunkles legt sich ringsumher. Es sind Schatten am Himmel. Die Geister sind wieder lebendig!"

„Es gibt keine Geister, Liebste! Es ist nur kalt und still geworden; das fühle auch ich. Der Winter ist gekommen über Nacht."

„Die Geister fahren in der Nacht in glühenden Streifen über den Himmel und stürzen auf die Erde herab."

„Es sind Sternschnuppen, die im November immer fallen."

„Sie poltern in den Ruinen; grausig ist es anzuhören."

„Es sind alte Mauern; von den letzten Regen unterwaschen, stürzen sie ein."

„Sie sitzen nachts auf meiner Brust, bis ich im Schlaf stöhne und aufwache."

„Das ist Alpdrücken. Kein Geist sucht dich heim; solche Angst kommt allein aus deinem Gemüt. Wie hartnäckig du bist."

„Und sie haben nun auch den Vater unruhig gemacht. Er ist traurig und schwermütig geworden und blickt mich nicht mehr an."

„Das meinst du nur. Es ist das — Gewissen. Laß die Geister und Gespenster. Fürchte dich nicht!"

Sie schwiegen; aneinandergedrängt an die Mauer des Herdes gelehnt, kauerten sie. Dort ging langsam das Feuer aus. Ein Heimchen sang nahe der warmen Asche. Sonst war es totenstill. Kein Laut, keine Stimme war

in der mächtigen Welt zu hören. Nur zwei Menschen atmeten unstet.

Zwei Wochen waren vergangen, seit Anaya fortgeritten war. Karl kam aus der Unruhe nicht heraus und beschloß, heimlich einen Boten zu schicken. Der Mann konnte ja krank geworden sein.

An einem Sonntag nahm Karl seinen Kameraden Joe Silver mit, der ihm keine Ruhe ließ; er wollte Guadalupe sehen.

Das Mädchen erschrak ein wenig, als der Verstümmelte ihre Hand schüttelte. Silver glich einem hinkenden Erdgeist. Da er seinem Körper nicht mehr die geringste Pflege angedeihen ließ, war er allmählich völlig verwildert. Sein Gesicht bedeckte ein struppiger Bart; das bißchen Haupthaar, das ihm blieb, hing ihm steif übers Ohr, und seine Zähne waren schwarzgrün vom unaufhörlichen Rauchen und Tabakkauen. Die mächtige Leidenschaft, die ohne Gegenstand in Träumen und wilden Phantasien sich verzehrte, hatte seinem Gesicht einen üblen Ausdruck gegeben. Als er das schöne Weib sah, zitterte er so heftig, daß er sich setzen mußte. Er drückte seine Fäuste gegen die Brust, als quäle ihn ein großer Schmerz. „Es ist mir übel geworden, Karl! Ich glaube, es kommt von den grünen Gurken, die ich gegessen habe. Und keinen Whisky in der Nähe. Keinen Whisky! Nicht einen Tropfen, gerade wenn man's am nötigsten braucht. Ich möchte mich hinlegen und die Decke über die Ohren ziehen."

„Guadalupe," rief Karl, „bereite doch meinem Freund ein wenig Jamaikatee. Es ist ihm übel geworden."

Als sie allein waren, sagte Karl: „Joe, das geht vorüber. Eine Magenverstimmung. Nun, wie gefällt dir das Mädchen?"

„Kamerad!" rief Joe, „Kamerad! Sie ist das schönste

Weib, das ich je gesehen. Alles habe ich erwartet, aber solche Schönheit nicht. In meiner Galerie ist keine, die ihr auch nur die Schuhe lösen könnte. Nicht die Lady Astor und nicht Pendennis. Setze der eine Krone auf, gib ihr Geschmeide und seidene Gewänder, Elefanten, Kamele und Zubehör, und du hast die Königin von Saba. Die Allüren hat sie dazu. Du weißt doch, ich bin im Seminar gewesen, in das mich meine Eltern steckten, die einen Pastor aus mir machen wollten. Ach, die alten schönen Geschichten der Bibel. Ich denke oft an Potiphar, Rut, Jezebel, Judith, ägyptische Königstöchter und Babylonierinnen. Vergeblich habe ich diese schönen Frauen in der Welt gesucht. Aber dein Schätzchen da ist die wahre Königin von Saba."

„Silver, du sollst hier nicht reden wie ein Betrunkener oder ein Narr, sonst muß ich dich hinauswerfen."

„Ich will schweigen! O diese Gurken. Diese Gurken! Mir tut der Magen weh. Sodbrennen, wie du sagst. Ich werde heut früh zu Bett gehen."

Joe Silver mußte allein nach Haus. Dort zündete er kein Licht an. Er kauerte sich in einem Winkel der kalten und finsteren Hütte zusammen, steckte seinen Kopf zwischen die Knie und weinte die halbe Nacht.

Endlich kehrte Tomas Anaya zurück; er ritt ein abgemagertes, fremdes Maultier.

Betroffen sah ihn Karl langsam und zusammengebrochen die Schlucht herabreiten. Er eilte ihm entgegen, ergriff seine Hand und half ihm vom Maultier.

Der alte Mann war krank; das konnte man von weitem sehen. Ein Gefühl wie Zärtlichkeit überwältigte Karl Rainer. Das war der Mann, dem er sein Leben schuldete, und er war der Vater seiner Geliebten.

„Sie sind ernstlich krank geworden, Don Tomas. Warum schickten Sie uns denn keinen Boten? Da lagen Sie gewiß ganz verlassen in einem finsteren Wirtshaus oder gar im Spital, ohne daß wir etwas davon wußten und Hilfe schicken konnten. Wie Sie wanken, Don Tomas. Lehnen Sie sich an mich. So. Nur dicht an mich; ich stütze Sie. Und in diesem elenden Zustand wagten Sie die Reise ganz allein? Das war nicht recht getan, Tomas."

Er führte den wie in Stumpfsinn Befangenen in seinen Raum, wo er sich setzte. Dort legte der Alte den Kopf auf die Platte und weinte.

Karl blickte erschrocken auf. „Don Tomas!"

„Ich habe Sie betrogen."

Rainer sprang auf. „Betrogen? Wie, wann, warum? Dazu sind Sie ja gar nicht fähig. Unmöglich! Betrügen?"

Anaya raffte sich zusammen und erzählte, wie in Krämpfen um jedes Wort ringend, eine lange Geschichte mit wenig Worten.

Er hatte auf seiner ersten Reise nach der Stadt ein paar Bekannte besucht, die von Tlaloc dorthin gezogen waren; durch diese Leute war er in einen Kreis von Menschen geraten, die nicht zu den besten gehörten. Ein paar Spitzbuben unter ihnen hatten bald die Gelegenheit wahrgenommen, den gutmütigen, weltfremden Alten auszubeuten, durch dessen Hände bedeutende Summen Geldes gingen. Sie hatten ihn ganz allmählich in immer schlechtere Gesellschaft gebracht, zu Trunk und Spiel verführt; geworbene Frauenzimmer vollendeten das Werk. Die ganze, durch fünfundzwanzig Jahre zurückgehaltene Lebenslust war noch einmal mächtig in ihm aufgelodert. In vier Monaten war der prächtige Mann in ihrer Ge-

walt. Im Spiel nahmen sie ihm nach und nach sein ganzes Geld ab, auch die eigenen Ersparnisse, die er in fünfundzwanzigjähriger harter Arbeit erworben. Sein Pferd hatte er gesetzt und verspielt. In einem Augenblick der Verzweiflung setzte er von dem ihm anvertrauten Geld, um das Verlorene wieder einzubringen. Er gewann und verlor. Doch hatten seine Freunde es so eingerichtet, daß er erst aus ihren Händen kam, nachdem er völlig ausgeplündert war. Damit er nun verschwinde und davontrolle, hatten sie ihm lachend das alte Maultier geschenkt, Nahrung in die Satteltaschen gepackt, ihn auf das Tier gesetzt, es in die Richtung der Reise gestellt und ihm einen Tritt gegeben.

Erst wallte in Karl Rainer der Zorn auf; seine Fäuste ballten sich im Gedanken an den Verlust von nahezu sechstausend Pesos.

Er sprang auf den Alten zu, um ihn voll Zorn zu schütteln. Aber im Augenblick übermannte ihn die Erinnerung. Diesem Mann schuldete er mehr als sechstausend Pesos.

Er legte die Hand, die er zornig erhoben hatte, leicht auf Anayas Schulter und sah ihn mit einem Blick tiefsten Begreifens an. „Armer, alter Mann. Es ist nicht Ihre Schuld. Sie haben mir einmal das Leben gerettet. Und ich bin auch sonst noch in Ihrer Schuld — — niemand soll es erfahren. Das Geld ersetze ich aus meiner Tasche. Und nun gehen Sie zu Ihrer Hütte hinauf, Don Tomas. Lassen Sie sich pflegen, werden Sie gesund und suchen Sie zu vergessen."

Erschüttert ergriff Tomas Rainers ausgestreckte Rechte mit beiden Händen. „Herr, Sie sind ein edler Mensch. Aber mir ist nicht mehr zu helfen. Sterben wäre das beste. Es wäre mir wohler, wenn Sie mich geschimpft

und bestraft hätten. Ich fühle nun noch tiefer, was ich bin, ein Elender, ein Betrüger, ein Säufer und Spieler, ein lächerlicher, alter Weiberknecht. Ich bin alles, was ein Mann nicht sein sollte. Ich habe in die Stadt kommen müssen, um zu erfahren, wer ich bin. Mein ganzes Leben ist wie eine Lüge. Was ist nun noch zu tun? Das beste wäre sterben."

Seiner eigenen Schuld bewußt, nahm Karl die zitternde Hand des Alten freundlich in die seine, die Tomas mit Küssen bedeckte.

„Sie werden ruhiger, Tomas. Jeder hat einmal Unglück. Jeder begeht seinen Fehler. Werden Sie ruhig, ich helfe Ihnen."

Aber er fühlte es tief. Hier ging ein Mann fort, dessen Leben zerstört war. Stimmen erhoben sich lauter und deutlicher in seinem Gewissen. Deine Schuld! Verstört ging er umher. Ein Mißton, etwas Dunkles und Drohendes stieg aus allen Gefühlen und Gedanken empor.

Mit gerungenen Händen empfingen die Frauen den kranken Vater. Sie erkannten ihn kaum mehr.

Er saß in einem Winkel, stierte ins Leere, sagte nur noch ja oder nein und wehrte den Zärtlichkeiten der Tochter, die besorgt in seinem Antlitz forschte.

Die Frauen fühlten richtig; die Krankheit saß im Gemüt. Es war etwas geschehen, das ihn grämte.

Guadalupe fürchtete, daß er ihr Geheimnis erfahren habe, daß er sich gräme um sie und nur nichts sage, weil er vielleicht nicht ganz sicher sei. Sie begann sich vor ihm zu fürchten und ging ihm aus dem Weg.

Trostlos irrte der alte Mann umher, stand vor den ungepflügten Feldern, sah auf das verwilderte Gärtchen, das die Tochter seit einiger Zeit nicht mehr so pflegte wie

früher, und ging in den leeren Stallungen auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

Scheu folgte ihm Guadalupe mit ängstlichen Blicken, wo er ging und stand. Immer mehr befestigte sich in ihr der Glaube, daß er sich um ihretwillen gräme. Daß er vielleicht aus Scham sie nicht zur Rede stellte. Er wollte sie nur nicht mehr sehen und wich ihr aus.

Da saß er nun wieder neben dem Herd, den Kopf auf die Tischplatte gelegt, stöhnte und raufte sich das Haar. Die Tochter, die nebenan am Altärchen kniete und betete, hörte es. Es schnitt ihr ins Herz. Aus allen Winkeln klagte die Schuld sie an. Leise kam sie heran, um nach dem armen, gequälten Vater zu sehen. Stummer, unausgesprochener Gram, Kummer und Schmerz schüttelten ihn, und von Liebe und Mitleid erfaßt, vergaß das Mädchen seine Furcht. Sie trat an seine Seite und legte zärtlich ihre Hand auf seinen grauen Kopf. „Vater, guter Vater, bist du krank? Warum sprichst du nicht mehr mit uns? Was haben wir dir getan?"

Unsanft schob er ihre Hand von sich. „Nichts habt ihr mir getan. Laßt mich in Ruhe. Berühre mich nicht! Du mußt wissen — dein Vater ..." Aber er konnte nicht weiterreden; aufs neue packte ihn die Verzweiflung, daß er sein Gesicht in die Fäuste drückte.

Heftig wandte er sich von seiner Tochter weg.

„Heilige im Himmel! Er weiß es!" dachte sie und wurde totenblaß. Sie stürzte auf die Erde und umklammerte seine Knie. Schreiend flehte sie zu ihm empor. „Vater! Vater, vergib mir. Ja, es ist wahr. Ich tat es. Ich bin schuldig! Vergib mir, Vater!"

Tomas horchte auf. Er begriff nichts. „Was jammerst du da, Mädchen? Was willst du sagen? Was wißt ihr überhaupt?"

„Alle wissen es. Ja, es ist so. Ich — bin — sein Weib geworden.“

Verständnislos, mit stieren Augen bückte er sich horchend zu seinem Kind hinab, das immer noch verzweifelt seine Füße umklammert hielt. „Weib? — Weib von wem?“

„Von dem Fremden. Von Karl.“

Jetzt sprang Tomas auf und taumelte rückwärts, nach einem Halt in der Luft suchend.

Mit offenem Mund blickte er zum Himmel, als käme der Schlag von dort, und müßte er sich dort hinauf wehren. Seine Lippen öffneten und schlossen sich in einer Anstrengung zu sprechen. Als ihm die Kraft wiederkehrte, befreite er sich mit einem Ruck von der Umklammerung seiner Schenkel und züchtigte die Liegende mit einem Tritt.

„Vater!“

Er faßte sie am Haar und riß ihr Gesicht empor. „Hat es die Mutter gewußt?“

„Ja, Vater.“

„Nun fang' ich an zu begreifen. Es geht mir ein Licht auf. Komödie habt ihr mit mir gespielt. Fort wolltet ihr mich haben, darum die Schurkerei mit der Anstellung als Bote. Niederträchtig seid ihr alle! Alle habt ihr euch gegen mich verschworen. Darum mußte ich fort. O Schurkerei!“

Die Wut erstickte seine Stimme; wie ein Erstickender blickte und griff er umher.

Da sah er neben sich im Hackklotz das Beil mit seiner Schneide stecken. Mit einem Fluch riß er es empor. Seine Tochter neigte nur schweigend ihren Kopf dem Streich entgegen; schloß die Augen und ließ die Glieder schlaff zusammensinken.

Aber der Mann hatte es nicht vermocht, das Furchtbare zu tun. Er lenkte den Streich zur Seite und ließ das Beil in den Hackklotz sausen.

Als hätte der Streich sie denn doch getroffen, zuckte ihr Leib zusammen, und ohnmächtig rollte sie auf die Erde nieder.

Eine Weile stand Tomas hilflos und betäubt und blickte auf die Tochter nieder, die wie tot an der Erde lag. „Darf ich richten? Die ganze Hölle ist aus dem Sack. Dies alles geht nicht in mein Gehirn. Bin ich besessen? Sind Gespenster los? Ich, ein Betrüger. Meine Tochter eine Verfluchte! Ein Schurke der, dem ich das Leben gerettet, dem ich nie etwas zuleid getan. Dem ich Gastfreundschaft geboten. Betrug, Lüge, Gemeinheit, wohin ich sehe.. In mir, außer mir, überall. Ich — ich . . ."

Mit einem unheimlichen Gelächter und unartikulierte Laute ausstoßend, ging er hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Die Mutter kam herein. Sie war im Raum nebenan gewesen, wo sie auf den Knien wartete, bis die Reihe des Gerichts an sie käme. Sie hörte das Zuschlagen der Tür. Stumm und regungslos setzte sie sich auf die Erde neben ihr gestürztes Kind und deckte beide mit der Mantilla zu, daß es wie Nacht um sie war.

Tomas irrte eine Weile draußen umher, warf sich auf das faulige Stroh im Stall und wälzte sich dort in Verzweiflung. Gegen Abend spannte er den zweiräderigen Karren an, lud den Pflug und sonstiges Gerät hinein; obenauf, mit zusammengebundenen Beinen schnürte er die letzten zwei Ziegen. Die Milchkuh, die sie noch behalten hatten, band er mit einem Strick hintenan, spannte

einen Esel ein und fuhr mit Anbruch der Nacht nach Tlaloc hinab.

Verwundert dachte Karl Rainer darüber nach, daß er seit neun Tagen nicht mehr bei Guadalupe gewesen war. Aber es war ja nicht mehr alles so wie früher. Irgendwo war ein Riß. Ein Druck lag in seinem Gehirn. Wie sollte er Tomas Anaya gegenübertreten? Wie würde er vor ihm stehen? Beide Betrüger und Brecher des Vertrauens. — Ja, es war Übles geschehen. Fehler? — Jeder begeht sie, aber sie müssen gut gemacht werden. Karl fiel in ein Grübeln. Worin bestand sein Fehlen? Daß es heimlich geschah, was offen gesagt werden mußte — wir lieben uns. Wir sind Mann und Weib. „Du mußt dem Vater deiner Geliebten sagen, wie es mit euch steht. Auf irgendeine Art wird dann ein Ausgleich zustande kommen. Wenn er darauf besteht, mußt du sie heiraten. Warum auch nicht sie zum gesetzlichen Weibe machen?" Aber die andere war im Gedächtnis immer noch lebendig, und mit einem Male stand sie wieder vor seiner Einbildung. „Das Programm deines Lebens?" fragte sie. Das war längst umgestoßen. Die andere? Was hatte er noch mit ihr zu tun? Sie gehörte der Vergangenheit; an die dachte er nicht gerne, weil sie ihn anklagte. „Hier hat der Fluß deines Lebens eine Krümmung gemacht. Wohlan! Also auch der Krümmung nach. Zurück gibt es nicht. Etwas muß geschehen. Es geht so nicht weiter! Den Menschen dort oben bin ich Rechenschaft schuldig. Der Betrug muß aus meinem Leben fort. Aber Elisabeth? — Ja, eine muß betrogen werden." Jemand mußte betrogen werden. Beiden Gerechtigkeit zu geben war unmöglich. „Biegen oder brechen!" dachte er. „Heute noch muß Klarheit werden."

Er rief dem Knecht und ließ das Pferd satteln.

Als er zur Höhe ritt, fühlte er, daß es einer jener Wege war, die über ein Leben entscheiden. Dem Getümmel der Gedanken und Gefühle trotzend, ritt er mit zusammengebissenen Zähnen vorwärts.

Da lag nun wieder das gewaltige Hochland vor ihm. Sein Blick schweifte in grenzenlose Fernen; seine Sinne fanden Betätigung und Ablenkung. Alles wurde ihm einfacher und vernünftiger. Wenn ihre Namen im Buch des Gesetzes von Tlaloc standen, gab es kein Problem mehr.

Es war eine neue Welt, die sich heute vor ihm breitete. Zwei Wochen hatten genügt, das ganze Bild zu verändern. Der unermeßliche Taumel der Lebendigkeit, der eben noch diesen Himmel und diese Erde erfüllten, waren einer tiefen Stille gewichen. Am weißleuchtenden Himmel stand die Sonne mit stechendem Glanz. Die Natur lag versengt und verdorrt. Gewaltsam, mit der Wut des Geschehens, das diese Regionen erfüllt, war es Winter geworden, ohne Übergang. Die Gluthitze des Mittags und ein paar eisige Nächte hatten das Leben in den Staub gelegt. Auf dem Gipfel von El Rey lag Schnee. Trockener, schneidender Wind wehte vom Norden und entführte die letzte Feuchtigkeit, die als weißlicher Dampf fern im Süden stand. Braun lagen die weiten Llanos und Steinfelder; als rotbraune Massen reckten sich die Gebirge empor, und darüber kreisten die schwarzen Geier gleich Totenwächtern.

Wie gewöhnlich band er sein Pferd am Gartentor fest. Aber Guadalupe kam heute nicht, ihre Freude an seiner Brust auszutoben. Rings um die Hütte war alles verwildert. Die Feigenbäume standen ohne Blätter, der Piru war gelb. Die Ranken des Hanto hingen dürr um die Hütte.

Die Tür war geschlossen; darum hatten sie wohl auch sein Kommen nicht bemerkt.

Zögernd klopfte er an. Es schien ihm, als habe er einen leisen Schrei gehört.

Da stand Guadalupe vor ihm. Aus ihrem blassen Gesicht blickten die Augen verstört. Um ihrem Mund lag großer Schmerz. Im Gefühl seiner Schuld und von Mitleid ergriffen, umarmte und küßte Karl sie stürmisch. „Bist du krank?"

„Schon bin ich halb genesen. Wie dürfte ich krank sein, wenn du mich küssest!"

„Liebste, ich habe einen ernsten Entschluß gefaßt; heute noch wird alles gut. Wird alles klar. Wo ist dein Vater? Ich muß mit ihm sprechen."

„Der Vater ist fortgegangen!"

„Krank, und fortgegangen?"

„Er hat es nicht ertragen können."

„So hat er es euch gesagt?"

„Ich habe es ihm gesagt!"

„Aber ihr wißt ja gar nichts? Wie solltet ihr es erfahren haben?"

Verständnislos sahen sie einander an.

Sie redeten aneinander vorüber. Es war eine Verwirrung in ihnen.

Von einem Gefühl des Grauens erfaßt, legte sie die Hand auf die Stirn und sagte gepreßt: „Die Geister."

„Ja, wie ein Spuk scheint das alles. Aber heute noch jagen wir alle Geister fort. In der Klarheit können sie nicht leben. Don Tomas kommt doch heute noch heim?"

„Wir wissen es nicht."

„So warte ich hier und müßte ich drei Tage lang warten. Ich gehe nicht von hier, als bis zwischen uns alles klar geworden ist."

„Setze dich an den Herd, Karl. Es ist kalt, und die Sonne ist untergegangen. Laß uns die Tür schließen; der Nordwind fängt wieder an zu wehen. — Mutter, lege ein paar Scheiter aufs Feuer, uns friert.“

Die Mutter, die bisher still am Herd gesessen, erhob sich und legte neue Scheite auf.

Die Flammen züngelten empor, und da der Nordwind auf den Abzug drückte, verbreitete sich Rauch in der Hütte und lag wie ein Schleier über allen Dingen.

Schweigend saßen sie am prasselnden Feuer. In den tönernen Töpfen, die an der Glut standen, gurgelte das Wasser. Die Heimchen, von Licht und Wärme angelockt, zirpten. In der eisigen, sternklaren Nacht pfiff draußen der Nordsturm im Geäst des Pirubaumes. Von der Flamme und Guadalupes warmem Leib gewärmt, kam ein Gefühl der Ruhe und des Geborgenseins in Karl Rainers Brust.

„Wie heimlich und gut es doch bei dir ist, Liebste. Es ist wie eine Sage, ein Märchen. Ja, wenn daheim die Mutter Märchen erzählte, war mir's manchmal so zumute. Wenn du nur fröhlicher sein wolltest. Warum so traurig? Ist denn etwas geschehen?“

„Ja, es ist Furchtbares geschehen.“

„Was ist geschehen?“

„Ich habe es dem Vater gesagt.“

„Was hast du ihm gesagt?“

„Daß ich dein Weib bin.“

„So bist du mir zuvorgekommen. Das ist doch nichts Furchtbares. Und was hat Don Tomas gesagt dazu?“

„Schreckliche Worte. Er wollte mich mit dem Beil dort erschlagen.“

„Er wollte dich ermorden? Der Elende!“

„Er ist mein Vater. Er tat es nicht. Er ist nur fortgegangen. Es sind drei Tage schon.“

Karl starrte ins Feuer. Er wußte nichts zu sagen und liebkoste nur ihre Hand. Ja, Furchtbares war hier geschehen. Konnte noch geschehen. Er starrte auf das Beil, das im Hackklotz glänzte, und Guadalupe, die seinen Blicken folgte, tat das gleiche. Draußen heulte der Sturm über die Einöden des Hochlandes. „Don Tomas muß doch bald wiederkommen?“

„Ich weiß es nicht. Wir wissen es nicht. O mein Herz!“

Es klopfte zaghaft an der Tür. Karl erblaßte. Guadalupe schauderte zurück. Die Mutter duckte sich zusammen. Es klopfte noch einmal und heftiger.

Von Schauern gepackt, riß Karl entschlossen die Tür auf. Ein zerlumpter, barfüßiger Knabe stand vor ihm, hob wie beschwörend seinen Stock empor und zitterte heftig vor dem ungestümmen Mann. „Wer bist du!“ schrie Karl ihn an.

„Der arme Lalo heiß' ich. — Aber ich komme nicht um zu betteln! — Der Pfarrer von Tlaloc hat mich geschickt. Er gibt mir einen Peso. Und ich soll nach der Hütte von Don Tomas Anaya gehen. Ich soll laufen. Ich soll fliegen! Ist dies das Haus von Don Tomas?“

„Ja, was sollst du hier?“

„Ich soll sagen, daß man Don Tomas heute mittag begraben hat.“

Sie duckten sich alle, als träfe sie ein Schlag. Sie begriffen nicht gleich, und eines sah das andere an. Karl faßte den Knaben rauh bei der Hand, daß dieser vor Furcht und weinerlich seine Botschaft halb schrie und halb winselte. „Ich kann nichts dafür. Nicht ich! — Don Tomas war zwei Tage lang betrunken und warf in den Schenken den Leuten das Geld an den Kopf. Er nannte

sie alle Schurken; aber da er ihnen Geld gab, ließen sie sich's gefallen. Gestern nacht haben sie ihn ins Gemeindehaus einsperren müssen, weil er die Scheiben mit Steinen einwarf. Heute früh wollten sie ihn herauslassen; da fanden sie ihn am Fensterkreuz erhängt. Mittag haben sie ihn auf den Friedhof gefahren, und ich habe geholfen. Ich helfe oft dem Totengräber ..."

Karl ließ sich zitternd am Herd nieder. Guadalupe stieß einen Schrei aus, und der Mutter fiel der Rosenkranz aus den Händen. „Mutter, Mutter, er ist tot!" Verzweifelt stemmte sie sich gegen den Zusammenbruch, aber wie eine Schwerverwundete sank sie langsam auf die Erde.

Karl war unfähig, sich zu rühren. Schweigend setzte sich die Mutter neben ihre Tochter auf den Boden und legte Guadalupes Kopf in ihren Schoß. Der Körper des Mädchens zuckte wie im Fieber. Immer heftiger wurde ihr Stöhnen, bis sie sich schrankenlos ihrem Schmerz überließ und laut weinte. Auch die Mutter brach in ein Klagegeheul aus. Über Karl schien die Welt zusammenzubrechen. Der Knabe war davongelaufen; er hatte nicht den Mut gefunden, um ein Stück Brot zu fragen. Hungrig, vor Kälte zitternd und todmüde von dem Eilmarsch, suchte er ein Lager. Im leeren Stall grub er eine Mulde in den trockenen Mist, wo die Fäulnis noch Wärme gab, und legte sich hinein.

Karl begriff, daß der wilde, zügellose Schmerz keine Worte des Trostes vertrug. Er wußte nicht, was zu tun sei. Still ging er hinaus und setzte sich auf die Bank unter den Piru. Er starrte über die toten Flächen, die Gebirge, die gespenstisch zum Himmel emporragten. Die Sterne glitzerten kalt und unscheinbar. Über ihm heulte der Wind. Kälte drang ihm ins Gebein. Eine Nacht ohne

Grenzen war in seiner zermarterten Seele, und bis in die Wurzeln seines Wesens fühlte er das zermalmend Gespenstische der Welt. „Auslöschen," keuchte er in die Nacht hinaus.

Lange Zeit dauerte das Klagegeheul der Frauen, bis es leiser wurde und verstummte. Karl trat unter die Tür, um nachzusehen, ob er helfen könne. Aber die Frauen beachteten ihn nicht; sie brauchten ihn nicht. Sie gingen an ihm vorüber, als wäre er nicht da. Vom Schmerz zerwühlt, gingen sie geschäftig hin und her und ordneten etwas in der Kammer der Eltern. Rainer setzte sich wieder abwartend an seinen Platz. Die Frauen bereiteten die Totenfeier. Als sie fertig waren, stimmten sie die alten Gesänge an. Sie mußten selber singen, denn die Totensängerinnen vom Dorf konnten nicht gerufen werden. Karl horchte auf, als klagender Gesang von der Hütte scholl. Er lief ans Fenster. Die Frauen hatten aus dem Bett eine Totenbahre gemacht. Aber statt des Toten legten sie seine Kleider hinein und an Stelle des Kopfes seinen Hut. Kerzen brannten, und alle Kreuze, Heiligenbilder und Zauberdinge, die im Hause waren, schmückten den Raum. Aus einem Becken mit glühenden Kohlen rauchte geweihtes Harz, graue, duftende Schleier in der Hütte verbreitend. Die Frauen knieten vor der Bahre, Haupt und Oberkörper in die schwarze Mantilla gehüllt. Sie berührten mit der Stirn die Erde, und da sie abwechselnd eine Art Litanei sangen, richteten sie sich abwechselnd auf und neigten sich zur Erde, und die Mutter streckte zuweilen ihre hageren Arme flehend und beschwörend zum Himmel empor. Den Fremden packte das Grausen. Er stieg zu Pferd und floh. Bis weit in den Llano hinaus verfolgte ihn der unheimliche Totengesang. —

„Hallo, Karl!“ rief Silver, aus dem Bett springend, als Rainer nach Mitternacht angeritten kam.

Joe wollte Licht machen und tappte im Dunkel umher, Streichhölzer und eine Kerze suchend. „Huh! Ist das wieder eine Kälte. Da soll ein warmblütiges Säugetier schlafen können. Der ganze Cañon brummt wieder im Sturm wie ein Geigenkasten. Was, um solche Hundezeit kommst du daher? Habt ihr euch verkracht?“

„Silver, Silver, ich bitte dich, sei still!“

„Immer soll ich still sein! Immer fährst du mir übers Maul. Ich bin doch nicht dein Knecht. Wo, wo ist der vertrackte Kerzenstumpf? Die Hölzchen brennen mir die Pfoten an.“

Nachdem Joe in der ganzen Hütte umhergestolpert war, fand er endlich die Kerze, brannte sie an und leuchtete Karl ins Gesicht.

„Pech und Schwefel! Wie siehst du aus. Wie Milchsuppe. Wie ein Pfund Käse! Was ist denn geschehen? Was hat's gegeben, Kamerad?“

„Silver, Freund, ich bitte dich, schweige oder rede vernünftig, oder ich gehe hinaus und schlafe im Busch.“

„Freund, du gefällst mir nicht. Du hast einen Henkerblick. Geh, leg dich nieder. Ich will dir die Brust mit Spiritus oder Kampfer einreiben. Oder ist es der Magen?“

„Hast du noch etwas Whisky, Joe?“

„Aha! Der Magen! Die grünen Gurken. O die grünen Gurken! Hier, Bruder, trink! 's ist echtes Lethewasser. Und hier, sieh, schau einmal her, was ich heute abend noch geleistet habe. Ich fügte das schönste Bild zu meiner Galerie.“

Er faßte den wie leblos Stehenden unter dem Arm und zog ihn vor die Wand. „Hier! Aus dem neuesten

Saturday Review habe ich's geschnitten!" sagte er im Gehen. „Sag mal, ist dieser Maler Böcklin nicht ein Landsmann von dir? Oh, der Mann wußte, was uns kaputt macht. Sieh hier! Venus Anadyomene!"

An der Wand hing eine schöne, farbige Wiedergabe des berühmten Gemäldes.

„Joe, laß mich!"

Gewaltsam riß sich Karl los und eilte in seinen Raum. Dort warf er sich auf sein Bett und zog die Decke über den Kopf. Silver eilte ihm nach bis unter die Schwelle. Dort blieb er nachdenklich eine Weile stehen und zog dann sacht den Vorhang zu. „Und der hat nun eine wahre Königin zur Geliebten! Und doch nicht zufrieden! O ich Esel! Da laufen mir wahrhaftig Tränen über die Backen. Marsch, ins Bett!"

Er blies die Kerze aus und warf sich auf seine Pritsche.

(Fortsetzung folgt)

Säulenrätsel.



Die Buchstaben der Säulengruppe sollen so umgestellt werden, daß die Säulen von links nach rechts fünf Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Blume, 2. Komponist, 3. Fisch, 4. Halbedelstein, 5. deutscher Dichter.

Alfred Leske.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Weihnachtskrippen

Von Karl Leykauf / Mit 9 Bildern

Mit Volksbräuchen geht es oft recht wunderlich. Zuerst gelangt eine Neuerung aus fremden Ländern zu anderen Völkern, die zunächst nichts davon wissen wollen. Nur wenige finden sich, die Gefallen daran finden. Nicht selten dauerte es Jahrhunderte, bis aus der Fremde eingeführte Ideen einwurzelten und sich herausbildeten. War das einmal durch mehrere Geschlechter geschehen, dann hielt man zäh am Hergebrachten fest. Später bemühten sich Eiferer vergeblich, liebgewordene Bräuche wieder abzuschaffen. Oft sah es so aus, als wäre jeder Anteil daran erloschen, da wendeten sich die Menschen dem alten Brauch wieder zu, er lebte wieder auf und ward abermals zum Gemeingut.

In der alten Kirche beging man am 25. Dezember zum Gedächtnis an die Geburt des Erlösers ein Krippenfest. Im Stall zu Bethlehem war einst Christus auf Stroh in die Futterkrippe gelegt worden; Ochs und Esel standen daneben. Hirten auf dem Felde vernahmen die Geburt des Kindes und kamen zur Stätte, um dem Heiland der Welt zu huldigen. In der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom befand sich schon im frühen Mittelalter eine Kapelle mit einer Krippe, die weit im Lande berühmt war. Zunächst stand am 25. Dezember dort nur eine Krippe; nichts deutete an dieser religiösen Symbolik auf die Szene hin, die an die Vorgänge im Stall zu Bethlehem erinnerte. Dann kam eine Zeit, da Tiere neben der Krippe erschienen, und später die Gestalten von Maria und Joseph. Diese Anordnung muß schon im Mittel-

alter nach Deutschland gekommen sein. Das Volk fühlte sich von der anschaulich gebotenen Geburtdarstellung Jesu angezogen und nahm an dem kirchlichen Brauch immer innigeren Anteil. Wie alle wirklichen Volksfeste vollzog sich auch die Weihnachtsfeier in lauten, manchmal auch recht derben Formen. Dadurch entstand nicht nur in kirchlichen, auch in weltlichen Kreisen eine gewisse Abneigung gegen die volkstümlich urwüchsige Art, die Weihnachtsfreude zu äußern. Die Kirche zeigte sich da und dort mehr oder weniger empfindlich und suchte sich dieser Form der Krippenfeier immer mehr zu entziehen, aber im Volk dachte man darüber anders. Man hielt am Herkommen fest, und so wanderte die Feier zum Teil aus der Kirche fort und fand ihre Stätte in den Privathäusern. Während man sich in kirchlichen Kreisen über die Weihnachtsfeier und das Krippenfest ereiferte, blieben in der Masse die ihr lieb gewordenen Formen eines zählebendigen Brauches unausrottbar. Einmal volkstümlich geworden, waren die Krippenfeiern nicht mehr so leicht abzuschaffen; die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse hielten fast gleicherweise daran fest, und nur dort, wo man alles Sinnfällige zu beseitigen suchte, verlor sich allmählich die frühere Teilnahme. Aber auch in diesen Schichten entzog man sich nicht überall dem stillen Zauber, der von der Krippe ausging.

Wie die älteste Form der Krippenverehrung, die noch keinen szenischen Aufbau kannte, aus Italien stammt, so ist dort auch die Anbetung der Hirten in Gestalt von Figuren am frühesten bezeugt. Im Jahre 1478 schloß in Neapel Jaconello Pipe mit den Meistern Pietro und Giovanni Alamanno einen Vertrag über die Herstellung einer Krippe. Unter den dazu nötigen Schnitzereien, die farbig gefaßt wurden, befanden sich Maria, das Jesus-



Opfer der Hirten. Münchener Schnitzerei.

kind und Joseph, drei Hirten, Ochs und Esel, zwölf Schafe, zwei Hunde, vier Bäume und elf Engel.

Über die älteren Formen der zwischen Weihnachten, dem Dreikönigstage und Maria Lichtmeß aufgestellten Krippen, über Umfang und Zahl der Szenen, die dabei durch vielerlei Figuren anschaulich geboten wurden, ist wenig bekannt. Sicher ist aber, daß sich der Kreis immer mehr erweiterte, je lebhafter die Freude an dieser Kleinkunst wurde. Mit den holzgeschnitzten, bemalten und bekleideten Gestalten und allerlei Tieren wurde nicht nur die Geburt Christi dargestellt. Die Darbringung im Tempel, die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande gehörten dazu; der Kindermord zu Bethlehem, die Flucht nach Ägypten und zuletzt das Leben der heiligen Familie in Nazareth gaben reichlichen Anlaß zur Aufstellung mehr oder weniger figurenreicher Szenen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es nur wenigen bekannt, daß in Italien und bei uns in Süddeutschland, ganz besonders aber in Tirol, eine im reinsten Sinne volkstümliche Kunstübung bestand, die ihre ganze Kraft den Krippen zuwandte. Bürger und Bauern und der Geißbub auf der Alm benützten die Zeit an den langen Winterabenden, um Figuren für die Krippenszenen zu schnitzen, zu bemalen und anzukleiden.

Reinsberg-Düringsfeld schrieb um 1863: Sobald Sankt Nikolaus umgeht, werden die einzelnen Gegenstände der Krippe zusammengesucht, die Figuren aus der Dachkammer herabgeholt, alles Schadhafte ausgebessert, Verblaßtes neu bemalt, und was da noch fehlt, geschnitzelt. Man geht in den Wald, um Moos zu sammeln, Tannenzweige und Efeuranken zu holen, mit denen man die Krippe schmückt, die am Christabend nach dem Abendessen „aufgemacht" wird.

In dunkler Grotte ruht das Kindlein, Maria kniet an seiner Seite. Joseph steht am Eingang, und Hirten,



Teilansicht einer Krippe, zur Anbetung der Hirten gehörig.

meist in Tiroler Tracht, knien vor der Höhle oder auf der Mooswiese, auf der Lämmchen grasen und Engel mit goldenen Flügeln mit Hirten reden. Auf den Bergen, die sich über der Höhle erheben, liegen Häuser und Burgen, weiden Herden und schweifen Jäger mit Stutzen, um Hirsche und Gemsen zu schießen. Karrenzieher fahren vom Berg herab, ein Fleischer führt ein Kalb daher, eine Bäuerin bringt Eier und Butter, ein Förster steigt mit einem Hasen nieder, um ihn dem Kindlein zu bescheren. Vor einem Haus wird Holz gehackt, Knappen arbeiten und ziehen beladene Karren aus dem Schacht.

So bleibt die Krippe bis zum Silvestertag, wo die Darbringung im Tempel aufgestellt wird, der am fünften Januar die heiligen drei Könige folgen. Die füllen nun mit ihrem Gefolge von Reitern, Edelknaben und Knappen mit Pferden, Kamelen und Elefanten den Platz vor der Krippe.

Je kostbarer, größer und stattlicher eine Krippe ist, umso stolzer fühlte sich ihr Besitzer. In vielen Dorfkirchen wurden Krippen aufgestellt, wozu die ganze Gemeinde beitrug. Wie Hager sagt, hängt die Vorliebe für Krippen in Tirol nicht nur mit dem Volkscharakter zusammen, sondern auch mit der eifrig betriebenen Holzschnitzerei. Früher kamen zur Weihnachtszeit Halleiner Spieler mit ihren Krippen bis in den Pinzgau und Thalgau. Eine Tiroler Bauernkrippe, die in einzelnen Teilen bis in die Zeit um 1700 zurückreicht, enthält die Figuren und Tiere zur Anbetung der Hirten, dem Zug der drei Könige, der Flucht nach Ägypten, zur Darstellung des zwölfjährigen Jesus im Tempel und zur Hochzeit in Kana. Im ganzen sind es zweihundertsechsundfünfzig menschliche und hundertvierundfünfzig Tierfiguren; dazu kommen noch etwa vierundzwanzig größere und kleinere



Deutsche Weihnachtskrippe, Ausschnitt des mittleren Teiles der Anbetung der Hirten.

Bauten. Den Hintergrund bilden vier auf Leinwand gemalte Landschaften.

Wer nie eine dieser alten kunstvollen Krippen gesehen hat, macht sich schwer eine rechte Vorstellung von ihrem eigenartigen Zauber. Der wunderbare Einklang zwischen der Landschaft, den Gebäuden und Szenen wirkt wie ein Märchen. „Zwischen zwei Bergen, die von beiden Seiten her in den Vordergrund hereinragen, öffnet sich der Blick in ein gekrümmtes Tal, auf dessen terrassenförmig abgestuftem linkseitigen Hang die Häuser eines Dorfes malerisch aufsteigen, die hintersten in weiter Ferne sich verlierend. Rechts steht ganz im Vordergrund auf einem Bergvorsprung der Stall, ein offener Gewölbebogen, der letzte Rest einer verfallenen Burg, hart an den Berg gelehnt, und durch herabgestürzten Schutt und wild wuchernde Pflanzen mit dem Hang wie verwachsen. Durch einen weit offenen Bogen im Hintergrund des Stalles, durch den der Weg ins Freie führt, schaut man in eine schöne Berglandschaft. Im Stall liegt das Jesuskind in einem Korb, verehrt durch Maria, die vor ihm kniet, und von Joseph. Hirten, denen die frohe Botschaft von ihren Kameraden ward, nahen dem Eingang der Ruine; einer kniet vor der Krippe.

Eine Stallaterne, die am Gewölbe hängt, ist erloschen, denn der Tag ist angebrochen. Im Dorf beginnen die Bauern der Arbeit nachzugehen. Das bewaldete Mittelgebirge und das abgeholzte Hochgebirge des Hintergrundes strahlen im Morgenduft. Der größte Reiz des Bildes liegt in der Landschaft und in der Staffage; die Anbetung der Hirten spielt nur nebenbei mit. Wie sorgfältig sind die Häuser ausgeführt mit ihrem Gebälk, ihren Lauben, Türen und Fenstern, wie greifbar lebendig wird hier das Treiben in einem deutsch-



Münchener Krippe von Sebastian Osterrieder.

Tiroler Dorf geschildert, wo aus jeder Ecke behagliche, traute Häuslichkeit spricht. Und wie wirkt der Gegensatz heimeliger Wohnlichkeit und der Armut im Stall. In dieser Tiroler Krippe lebt und webt die Poesie der Gebirgslandschaft.

Lebendig hat J. Lautenbacher 1885 die Art geschildert, wie das Volk in Altbayern die Krippen „aufmacht“: „Nicht selten hat sich durch Geschlechterreihen mit dem Besitz der Krippe die Freude an ihr und die Kunst, sie recht und schön aufzubauen und auszuschmücken, vererbt. Daraus gehen dann die rechten Krippennarren hervor, die schon im Frühjahr durch kein Holz gehen können, ohne fleißig aufzumerken, ob sie nicht eine besondere Art von seltenem Moos oder eine Rinde von eigenartiger Bildung finden, um sie dann holen zu können vor dem ersten Schneefall und herzurichten zur Krippe. Solche Leute laufen auch ein paar Bauernschuhsohlen durch, wenn's sein muß, um eine Krippe zu sehen, mit der ihrigen zu vergleichen, von ihr etwas abgucken zu können. Die ruhen auch nicht, bis sie alles selber machen können, was man zur Krippe braucht, den Berg, die Landschaft, die Stadt, den Stall und den Tempel, die Schafe und die Hunde, die Lanzen und Hirtenstäbe, die Hände und Füße. Da bosseln und schnitzen, hämmern und hobeln, pappen und leimen, malen und nähen sie gar manchen Feierabend bis in die späte Nacht hinein, bis sie's können. Nur mit dem ‚Kleiden‘ der Figuren will's noch nicht recht gehen, dazu muß man die Nähterin noch haben, die's auch nicht einmal recht kann; die Ochsen, Gäule, Kamele und Elefanten holt man auch gescheiter in Ammergau, und wenn man eigens dahin reisen müßte, und die Köpfe, die bringt man auch nicht fertig, die muß man schon kaufen beim Krippenmann in der Stadt, wie man



Die heilige Familie in Nazareth.

den Spielwarenhändler nennt, oder beim Wachszieher bestellen. Manche erwerben da aber im einzelnen eine ganz bedeutende Tüchtigkeit und Fertigkeit trotz ihrer steifen und groben Hände und Finger, mit denen sie tagsüber die schwersten Arbeiten verrichten müssen. So ein Krippenbauer, von dem man sagt, seine Krippe habe einen ‚Ton‘ oder ‚Zopf‘, womit sie sonderbarerweise den höchsten Grad ihrer Bewunderung für eine nach ihren Begriffen stilvolle Erscheinung bezeichnen, muß aber auch geradezu alle Künste ein bißchen verstehen. Der natürliche und doch idealisierte Aufbau des ‚Berges‘, die Anlage der ‚Stadt‘, die Errichtung und Aufstellung der sonstigen Gebäude erfordert das Augenmaß, die Genauigkeit, die Vorsicht und den Geschmack des Baumeisters; auch als Bildschnitzer muß er etwas leisten; als Maler fordert man von ihm Perspektive, lebendige Farben; mit dem Kostüm nimmt er's freilich leichter und ‚kleidet‘ wie's ihm gefällt. Dagegen ist er ein ganz bedeutender Regisseur, der seine Figürlein aufstellt, so malerisch und angemessen, als wären es gar keine, sondern Sachsen-Meiningensche Statisten; auch Poet ist er, und alles, was ihm gefällt auf der Welt, und von dem über und außer der Welt, muß hinein in die Krippe, verkörpert, lebendig, dramatisch. Bibelkundiger muß er auch sein, damit man ihm keine Fehler nachweisen kann. Und die allerschwerste Kunst muß er gar auch noch üben, die Geduld; Geduld, wenn der Berg einfällt, Geduld, wenn die Stadt einstürzt und schier alle Schafe zerschlägt, Geduld, wenn die Personen nicht stehen wollen, Geduld, wenn die Kinder und Nachbarn ihn irren und aufhalten.“ Ja, ein verständiger, geschickter Krippenbauer hat viel Arbeit! „Das Gerüst ist aufgemacht, Körbe mit verschiedenen Moosarten, Baumrinden, oft lange zuvor

geholt, getrocknet, ausgezaust und sogar gekämmt, füllen die Stube. Er geht daran, den Berg zu machen. Das ist für den Kenner das Wichtigste. Da wird mit feiner, aber doch nicht immer untrüglicher Berechnung auf den hölzernen Unterbau Gerüst um Gerüst gestellt und genagelt.



Landleute. Sizilianische Krippenfiguren um 1700.

Bald bedeckt Moos die Balken, Nischen und Höhlen, steile Abfälle und ausgedehntere Ebenen werden angebracht. Ein anderer mag den Berg vielleicht aus lauter Rinden zusammennageln, ein dritter mit grünfarbenen Tüchern bilden, die so gerunzelt, gezogen, zusammengefügt und aufgenagelt werden, daß sie wie ein Berg aus-

sehen, namentlich wenn man sie mit allerlei Sand und Glitzerglas überrieselt hat, so daß das nun glänzt und flimmert wie wunderbares Gestein. Nicht unwichtig ist auch die ‚Stadt‘, je nach Bedürfnis Bethlehem oder Jerusalem vorstellend. Sie ist bald gemalt, entweder auf einem Stück oder auch auf verschiedenen Pappendeckeln und Brettchen, bald ist sie plastisch und hat dann leibhaftige Häuser, Mauern, Türme und Tore aus Holz oder Pappe.

Steht die Stadt fest, so werden die anderen Gebäude



Ziegen. Geschnitzt von Reiner in München um 1780.

auf ihren Platz gestellt, der gemauerte Schöpfbrunnen, ein paar Hirtenhütten und das zur Hauptszene nötige übermäßig große Gebau: der Stall, der Tempel, der Hochzeitsaal von Kana. Nun kommen die Personen daran. Zuerst die oben, und anfangs nur wenige, dann die auf dem mittleren Felde, dann die Schäfer unten neben dem Stall. Zuletzt kommt die Hauptgruppe daran. Nun wird noch da und dort ausgebessert, umgestellt, weggenommen, eingeschoben, dann der Zaun hineingesteckt, der die Krippe gegen die Zuschauer abschließt, das Lichtlein an der kleinen Ampel angezündet und den Hausgenossen und Nachbarn gesagt, daß die Krippe fertig und anzusehen sei. Die kommen nun mit den Kleinen und

staunen das Werk an. Der Meister aber muß schon wieder sinnen, namentlich auf den Dreikönigstag und die Hochzeit zu Kana, wobei die Krippe fast zu klein wird für die vielen Personen und den großen Glanz."

Das war echte Volkskunst, die in entlegenen Ortschaften still und herzhaft gepflegt wurde. Und man muß sich wundern, daß diese oft wundervollen Arbeiten so spät entdeckt wurden. Der alte Brauch war schon wiederholt totgesagt, er sollte nicht mehr in unsere Zeit passen, aber es gab immer noch Leute hinterm Berg, die anders



Hirsche und Rehe. Geschnitzt von Niklas in München um 1800.

darüber dachten. Und wenn sich auch unsere Museen nicht zum Sammeln und Aufbewahren dieser Herrlichkeiten entschlossen, so gab es doch Leute, die aus reiner Freude an diesen köstlichen Schätzen dafür sorgten, daß sie nicht ganz aus der Welt verschwanden.

Wer heute das Schönste und Erlesenste alter Krippenkunst aus Italien und Deutschland sehen will, der findet einen erstaunlichen Reichtum im Münchener Nationalmuseum. Max Schmederer, ein Münchener Bürger, hat sie mit Liebe zusammengetragen und mit künstlerischem Verständnis gewählt und aufgestellt. Es war eine große Überraschung, als Schmederer eine Reihe dieser schönen Krippen zuerst in seinem Haus aufstellte und Gelegenheit bot, diese echten Kunstwerke zu bestaunen.

Mit Recht schrieb Georg Hager, zum Krippensammeln gehöre große Liebe zur Natur, ein schlichtes, frohes Gemüt, das mit der Volkseele wie mit den Kindern fühlt, ein feines Kunstempfinden, das die Spreu vom Weizen sondert, ein entwickelter Sinn für Architektur, künstlerisches Gestaltungsvermögen, das den landschaftlichen Boden für einzelne Szenen schafft und die Figuren in lebendiger und künstlerisch vollendeter Weise stellt. All diese seltenen Eigenschaften und Fähigkeiten besaß Max Schmederer, dessen Sammlung eine Quelle des Entzückens und der Freude für groß und klein, ein wertvoller Beitrag zur Volkskunde und zur Geschichte der volkstümlichen Kunst geworden ist. Was von alten Krippen künstlerisch Wertvolles noch erhalten war, ist durch diesen Mann in jahrelangen Mühen und Geldopfern vor dem Untergang gerettet und in vorbildlicher Weise aufgestellt worden. Anfangs führte der Sammler in seinem Hause von Weihnachten bis Lichtmeß in wechselnder Folge fünf Krippenaufstellungen vor. Obwohl der Eintritt nur auf Einladung oder nach Anmeldung erlaubt wurde, kamen in jedem Jahr sechs- bis achttausend Personen. Um seine unvergleichlichen Schätze vor Zersplitterung zu bewahren, faßte Schmederer 1892 den hochherzigen Entschluß, die Sammlung dem bayrischen Nationalmuseum als Geschenk zu überweisen. Aber der emsige und unermüdliche Mann sammelte weiter und erwarb nach und nach wieder zahlreiche Werke, insbesondere in Neapel und Sizilien. Und wieder stiftete er einen großen Teil dem Museum, das damit die größte und bedeutendste Krippensammlung besitzt, die sich in den Räumen eines öffentlichen Instituts befindet.

Von der symbolischen Krippe, die im frühen Mittelalter in den Kirchen aufgestellt war, ging im Laufe der

Jahrhunderte eine volkstümliche Kunst aus, die in den verschiedenen Ländern je nach dem Charakter des Volkes und der Stammeseigenart ihren besonderen Ausdruck gefunden hat. In seiner kernhaften Freude am eigenen Dasein und all seinen Äußerungsformen brachte das Volk in die biblischen Stoffe alles hinein, was ihm beachtenswert und lieb war. Als einerseits die Kirche gegen diese Auffassung sich ablehnend verhielt, zog das Volk seine Krippen zu sich ins Haus und pflegte dort die Kunst nach seinem Herzen. Man kümmerte sich in der Stille auch nicht um das Gezeter der Aufklärungszeit, die sich über dieses Puppenwesen ereiferte und es lächerlich zu machen suchte. Diese Leute erkannten in ihrem voreingenommenen Eifer den hohen Kunstwert der meisten dieser in stiller Herzensfreude geschaffenen Werke nicht. Das Traurigste an dieser Beurteilung ist und bleibt aber doch das totale Verkennen echter Volkskunst. Ein Mann wie Max Schmederer mit seiner reinen Liebe und dem feinsten Verständnis für künstlerische Werte mußte einer Generation von Allzunüchternen erst zeigen, was sie in seiner Eigenart und Schönheit nie begriffen und darum auch nach seinem wahren Wert nicht zu schätzen wußten. Und so kam es denn auch wieder einmal anders als man gewähnt, geglaubt und gehofft hatte. Groß und klein erfreute und erquickte sich an den von Schmederer eifrig gesammelten und aufgestellten herrlichen alten Arbeiten volkstümlicher Krippenkunst und noch mehr an den Meisterwerken von Künstlern, die es zu ihrer Zeit nicht unter ihrer Würde hielten, ihre beste Kraft daran zu wenden. Seit man diese erstaunlichen Leistungen wieder kennen und richtig schätzen lernte, holte man da und dort in Kirchen alte Krippen wieder hervor und stellte sie, wenn auch nicht mit Schmederers feingeschultem Verständnis, so doch

wieder um die Weihnachtszeit auf. Viele Menschen fanden Freude daran, Krippen zu besitzen, die mehr künstlerischen Wert besitzen sollten als die im Süden Deutschlands nie ganz verschwundene Marktware. Auf dem Münchener „Krippenmarkt" konnte man von Jahr zu Jahr beobachten, daß der Geschmack, das Können sich hob, seit die alten Krippen wieder öffentlich zu bewundern waren. Unter manchem Weihnachtsbaum fand auch die Krippe Platz zur Freude aller, die in sich noch ein Stück kindlicher Wesensart lebendig fühlten. Im Münchener Nationalmuseum aber wird so recht offenbar, wie das Volk einst um Weihnachten seine Auffassung der Vorgänge, die mit der höchsten Festzeit des Jahres verbunden sind, zum Ausdruck brachte. Und man erkennt dort so recht eindringlich, daß dies bei uns und in Italien in wesentlich verschiedener Weise geschehen ist. Wer München besucht, sollte nicht säumen, diese Werke einer Zeit zu beschauen, die in so vielem anders war als wir heute es sind: kindlicher, heiterer und dem so vielgestaltig sich wandelnden Leben gegenüber vertrauender.

Kryptogramm

Rheinwein, Bresche, Rhön, Riemen, Brillenschlange, Truthenne, Bodensee, Bielefeld, Hindu, Genius, Westgoten, Ewigkeit, Sonne.

Vorstehenden Wörtern sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, dem letzten Wort zwei zu entnehmen; ihre Zusammenstellung ergibt ein Zitat von Herder. E. W.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

••••••••

Gleichklang

Gern tut man's dir, und der es tut
Kann irren, doch er meint's wohl gut.
Du tust es hier, und hoffentlich
Gelingt es, dann erfreut es dich. R. Sch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Kunst der Tierzähmung und Tiererziehung

Von Rolf Heinrich Altring / Mit 16 Bildern

Vor kurzem gab es für die englischen Zeitungen eine große „Sensation". Die liberale Zeitschrift „The Nation" veröffentlichte im Kampfe gegen „Dressurgreuel" ein stattliches, auf „eidlichen" Zeugenaussagen beruhendes Material, wodurch festgestellt wurde, daß in England bei der Dressur von Tieren in grauenerregender Weise vorgegangen wird. Im Unterhause hat sich ein Ausschuß gebildet „zur Untersuchung der Behandlung der zu öffentlichen Schaustellungen dressierten Tiere". Wer den Stand der Tierzähmung und Abrichtung in Deutschland kennt, wird sich zunächst ungläubig verhalten, ja man hält es wohl kaum für möglich, daß heute noch irgendwo Tiere zum Zweck von Vorführungen mißhandelt werden könnten. Welcher Art sind nun die „eidlich" erhärteten Anklagen der englischen Zeitschrift? Ein Tierbändiger wurde beobachtet, wie er einem Elefanten das Niederlegen beizubringen versuchte. Mit einem eisernen Haken stieß er das Tier in die empfindlichsten Stellen der Haut. Als man diesem angeblichen „Dompteur" vorwarf, daß diese Methode bestialisch sei, antwortete er: „Der Elefant ist doch auch eine Bestie." Der Mahnung, daß man dem Tiere ein Kunststück doch auch auf andere, nicht brutale Weise beibringen könne, setzte der Bändiger die Auffassung entgegen: „Es geht nicht anders! Man kann wilde Tiere nicht mit einem Staubwischer zähmen." Ein anderer „Künstler" dieser Sorte hatte einen kranken

Elefanten mit einem Stachel angetrieben und ihm Schnaps beigebracht. Bei der Vorstellung stürzte das Tier zweimal und starb gleich danach. Ein Elefant wurde mit glühendgemachten Eisen auf das obere Ende einer abschüssigen Rutschbahn getrieben. Auch dieser Bändiger vertrat den Standpunkt, die Bestie könne nur mit solchen Mitteln dahin gebracht werden, die schiefe Ebene zu erklimmen, um auf der anderen Seite des Gerüstes hinabzurutschen. In einem weiteren Falle handelte es sich um ein Dromedar, das solange gestochen wurde, bis ihm das Blut an den Beinen herunterlief. Den Bären brachte man das Tanzen bei, indem man sie auf einer heißen Eisenplatte festhielt. Mit Holzknüppeln schlug man andere Bären auf die Schnauze. Sechs Wochen hindurch war diese Roheit täglich wiederholt worden, damit der Bär „seinen Meister kennen lerne". So lautete die Verteidigung eines „Dresseurs", den man wegen Tiermißhandlung vor Gericht gestellt hatte.



Viel gewagt.

Ein Löwe war mit einer Eisenstange, an der sich Widerhaken befanden, so oft in den Rachen gestochen worden,

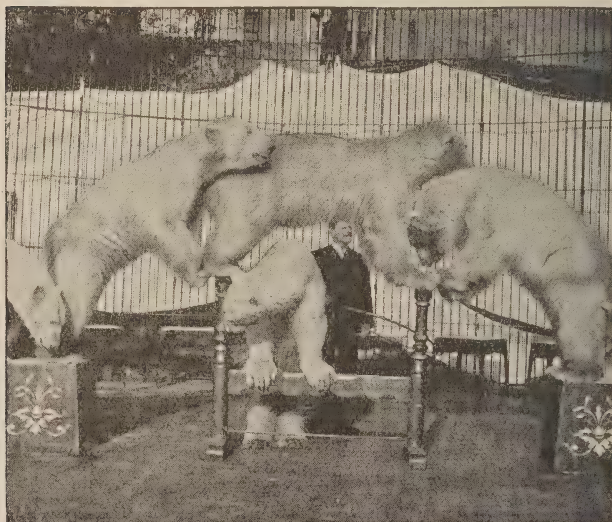
daß dieser eine „einzige Masse von Wunden" war; ein anderer Löwe wurde zwischen den einzelnen Dressurübungen mit einer Eisengabel mißhandelt, gepeitscht und fünf Tage ohne Futter und Trank im engen Käfig kauernd gehalten.

Schauderhaft behandelte man Tiger, um sie im Zirkus den Gaffern „gebändigt" vorzuführen. Eine Schlinge wird um den Hals des Tieres geworfen und zugezogen, dann folgt ein schwerer Halskragen, an dem ein Seil festgeknotet ist. Nun betritt der elende Feigling von Bändiger den hohen, oben offenen Käfig, ausgerüstet mit einer Nilpferdpeitsche, Stahlgabel und einem Revolver. Sobald der Tiger ihm entgegenspringt, zieht ein außerhalb des Käfigs stehender Helfershelfer das Seil empor, zerrt das Tier in die Höhe und läßt es dann plötzlich herunterfallen, wobei es krachend auf dem Boden aufschlägt. Nun erst beginnt die eigentliche „Zähmung", richtig gesagt, die schamloseste und empörendste Mißhandlung. Mit dem dicken Ende der harten Nilpferdpeitsche schlägt der „Dresseur", der den Namen eines mittelalterlichen Folter- und Schinderknechtes schändet, den Tiger auf Nase und Schnauze und zersticht ihm mit der Stahlgabel die weniger leicht gefährlich zu verletzenden Körperstellen. Diese barbarisch rohe Marter wird täglich fortgesetzt, bis das mißhandelte und stetig geängstete Geschöpf, zum feigsten sklavischen Gehorsam heruntergebracht, nicht mehr wagt, sich gegen weitere Abrichtung aufzulehnen.

Zu dem Torturarsenal dieser angeblichen Dresseure, die in Wahrheit ungebildete Rohlinge und Folterknechte sind, gehören elektrisch geladene Raubtierkäfige, um feig gemachte Tiere mit beliebig zu regelnder künstlicher Wildheit springen und heulen zu lassen, glühende Eisenstangen,

Dreizacke, Stahlspitzen, Stachelhalsbänder und -sättel, Draht- und Nilpferdpeitschen, Keulen, Knüppel und Revolver.

Es ist nachgewiesen, daß große Tiere, Bären, Löwen und Tiger in unter den Käfigen angebrachten Kisten oder



Eine Eisbärengruppe.

in engen Pferchen gehalten wurden, in denen sie weder aufrecht stehen, noch sich sonst bewegen konnten. Ein Bericht über diese Greueltaten englischer Schinder im „Berliner Tageblatt" schloß mit den Worten: „Man wundert sich oft über die Großmut dieser bejammernswerten Tiere, daß sie nicht öfter sich umwenden und ihre Peiniger zerreißen, bis man erkennt, daß es nicht etwa Großmut ist, sondern die tiefste Erniedrigung und gemeine Angst. Es gehört schon viel Quälerei dazu, bis ein Elefant auf-

schreit wie ein Mensch in Not, daß ein Bär die Augen schließt und ein Tiger winselt." Und eine andere Zeitung, die „Nation", bemerkte am Schluß der Schilderung einer Menge solcher Schändlichkeiten: „So werden Menschen



Der Löwe als Radfahrer.

gemeiner als wilde Tiere, um diesen beizubringen, die elendsten Tätigkeiten der Menschen zu parodieren."

Vorausgesetzt, daß alles auf Wahrheit beruht, wäre über diesen traurigen Tiefstand der Tierbehandlung kein Wort zu verlieren, wenn diese Berichte aus englischen Zeitschriften nicht auch in Deutschland verbreitet worden wären. Leider fand man es in vielen Fällen nicht angebracht, zu erklären, daß derartige Schändlichkeiten bei uns ganz unmöglich sind. So mußten Fachleute sich weh-

ren, um in der öffentlichen Meinung nicht etwa mit Tierschindern auf eine Stufe gestellt zu werden. So schrieb der bekannte Direktor Hans Stosch-Sarasani: „Keine Methode ist humaner als die der deutschen Tier-



Der Lieblingslöwe.

erziehung. Es ist fast schon ein Gemeinplatz, daß Deutsche die besten Tiererzieher der Welt sind. Ich behaupte: wir sind die einzigen überhaupt, die brauchbare Dresseure stellen. Beweis? Kaum war die Internationalität kümmerlich wiederhergestellt, da sind die deutschen Dresseure in alle Länder und Erdteile ausgezogen. Sie wirken wieder ausschließlich in Frankreich, Amerika, Italien, Afrika, Asien. Nur England ist ihnen

verschlossen. Die Deutschen sind gesucht, weil die Angehörigen anderer Nationen kein Talent zur Tiererziehung haben. Es sei denn der Inder zur Elefantenzähmung. Mögen unbegabte Pfuscher jene närrischen und bestialischen Methoden angewandt haben, von denen man in England zu erzählen weiß, das zeugt höchstens von der infamen Stümperei von Nichtskönnern."

Hans Stosch-Sarasani, der seit drei Jahrzehnten ein erfolgreicher Tierdresseur ist, versichert ausdrücklich, sein Körper sei mit Narben von Tierbissen bedeckt, und erklärt: „Man möge durch meinen Marstall und durch meine Tiersammlung gehen und nachforschen, ob eines meiner Tiere auch nur eine Schramme, geschweige denn eine Wunde als Dressurandenken trägt. Wäre das der Fall, ich würde mich in Grund und Boden schämen und würde es niemals riskieren, meine Stallungen tagein, tagaus für Tausende von Schaulustigen zu öffnen."

Oder glaubt jemand, der Tierschutzverein habe Stosch-Sarasani grundlos zu seinem Ehrenmitglied ernannt? Und dann sei an das Wort Tiererziehung erinnert, das dieser Fachmann in den wenigen hier zitierten Sätzen wiederholt gebraucht hat. Nach seiner Auffassung ist die deutsche Tierbehandlung „Erziehung im edelsten Sinne". Und damit steht Stosch-Sarasani bei uns nicht etwa allein, er setzt damit nur eine gute Tradition fort, die so rasch nicht verloren gehen kann, denn sie wurzelt im wesentlichen in einer Rasseeigentümlichkeit. Bedarf es noch eines Zeugen, der die Unmöglichkeit gemeiner Tierbehandlung bei uns bestätigt, so ist für diesen Fall der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Professor Dr. L. Heck, zu nennen. Als die üblen Nachrichten aus England in unsere Zeitungen gelangten, schrieb Pro-

fessor Heck, der aus umfassenden und reichen Erfahrungen schöpfen kann: „Ich halte es für meine Pflicht, öffentlich zu bezeugen, daß unsere hervorragenden deutschen Tierabrichter, die ich alle persönlich kenne, die in der ‚Nation' geschilderten tierquälerischen Mittel nicht anwenden. Schon aus dem einfachen und triftigen Grunde nicht, weil diese gar nicht zu dem gewünschten Ziele führen würden."



Widerspenstig.

Männer von Fach unterscheiden bei der Raubtierausbildung eine „wilde" und eine „zahme" Dressur. Wilde Dressur nennt man das primitive Verfahren, welches im engen Käfig ausgeführt wird; hier jagt man das Tier sozusagen nur von einer Seite des beschränkten Raumes zur anderen, wobei es notgedrungen Peitschenstöcke, Stangen, Reifen oder Hindernisse zu passieren hat. Bei dieser Form der Abrichtung wirkt meist die Furcht vor der Drahtpeitsche sowie die Erinnerung an vorausgegangene Dressurgreuel; der Tierbändiger fühlt sich aber unter so abgerichteten Tieren nie ganz sicher, bleibt auch meist nur kurze Zeit im Käfig und muß seinen Rückzug gewöhnlich mit einem Pistolenschuß decken, der die Tiere erschreckt und einschüchtert.

Die höchste Stufe der Zähmung und Ausbildung wird jedoch nur bei der zahmen Dressurmethode erreicht, da bei ihr der Dompteur ohne Waffen, Eisenstangen, Drahtpeitschen, in einem großen Gitterhaus mit verschiedenen wilden und zahmen Tieren zusammen freundschaftlich



Phot. Karl Hagenbecks Tierpark Stellingen bei Hamburg.

Ein schöner Erfolg humaner Tiererziehung.

und ruhig verkehrt, mitten unter diesem Tiergewimmel sich mit Tigern, Löwen, Bären, Hunden herumtummelt und die Tiere spielen läßt, indem er sozusagen nur wie ein Lehrer unter Schülern die Aufsicht über die wilde Gesellschaft führt.

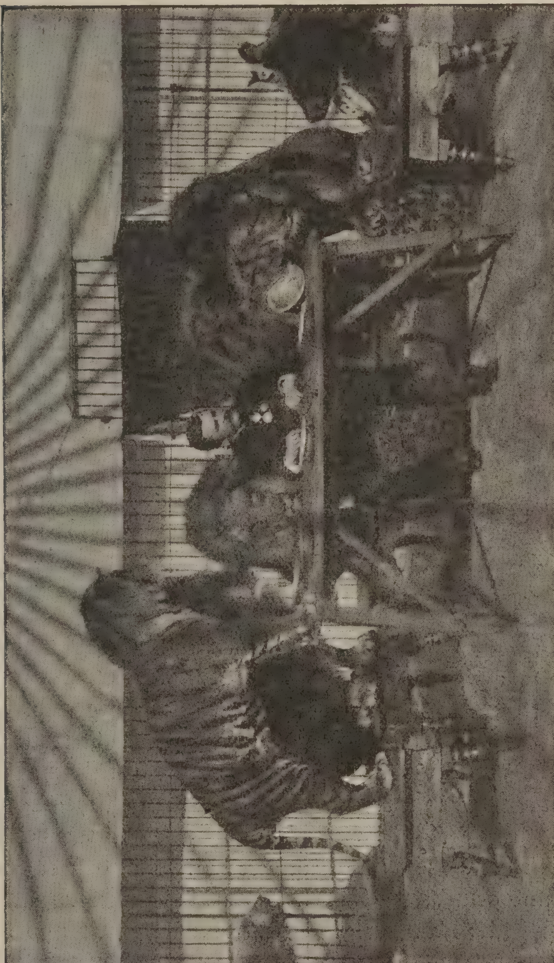
Die Mißhandlung der Tiere durch dummbrutale und feige Mittel erfolgt in England vermutlich durch Stümper in ihrem Fach, die mit ihrem verächtlichen rohen Verfahren obendrein um mehr als zwei Generationen rückständig sind. Professor Heck bestätigt, daß sich schon wäh-

rend seiner Jugendzeit unsere alten großen deutschen Menageristen und Tierbändiger Kreutzberg und Kaufmann von der wilden Dressur abwendeten und mit ihren zahmen Raubtieren in ruhiger und freundlicher Weise verkehrten. Heck war dabei gewesen, wie Wilhelm Hagen-



Ein Meisterstück humaner Tiererziehung.

beck, der zuerst die Freidressur übte, den ersten Löwen auf das Panneaupferd setzte. Eine völlig neuartige Leistung, die nachher in Paris große Sensation erregte. Heck schreibt: „Wie wurde dieser Löwenjüngling — es war ein graugelber, schlanker, langschwänziger Somalilöwe — betan und beschmeichelt, bis er schließlich mit elegantem Katzensprung auf dem wattierten Pferderücken stand! Er tat es nur seinem Herrn zuliebe, der zugleich sein Vertrauensmann war. Und wie wurde der brave Schimmel beklopft und belobt,

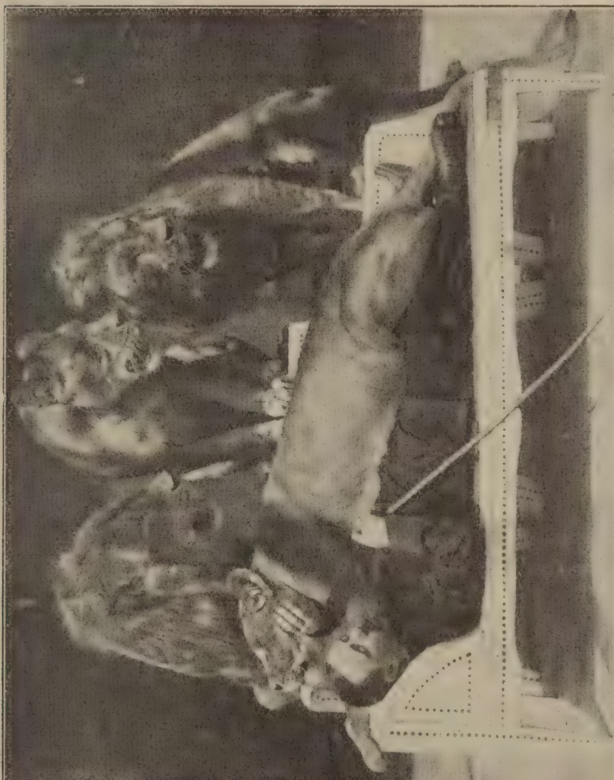


Gemischte Tischgesellschaft.

daß er unter dem ungewohnten Reiter stillestand! Er tat es auch nur, weil er die vertrauten Menschengestalten sah und witterte und bekannte, beruhigende Stimmen hörte. Für den psychologisch interessierten Tierbeobachter war es ein Genuß, dabei zuzusehen. Man stelle sich aber einmal vor, so etwas mit rohen, tierquälerischen Gewaltmitteln erreichen zu wollen! Da braucht man von Tieren gar nichts zu verstehen, um sofort einzusehen, daß das unmöglich ist. Dagegen ist es unbedingt notwendige Voraussetzung, daß solche Raubtiere — man möchte sagen: unbegrenzt zahm und ebenso unbegrenzt an Menschen gewöhnt sind."

Die große Masse bewunderte einst die phantastisch aufgeputzten und todesverachtend auftretenden Bändiger, die ihre letzten Endes recht billigen Effekte der „wilden Dressur" verdankten. Man fabelte allerlei von dem „magisch faszinierenden Blick" des kühnen Helden und erzählte sich mit gruseligen Gefühlen, die blutdürstigen Bestien könnten den „bannenden" Anblick menschlicher Augen nicht ertragen. Und doch war es nur der roheste Nervenkitzel, dem man erlag, wenn der Tierbändiger zuletzt gar noch seinen Kopf in den Rachen des Löwen steckte; die Komödie einer vermeintlichen Dressur war aber für schärfere Beobachter durchsichtig genug. Es waren zum Schaudern angelegte Jahrmarktbuden. Künste, vor allem darauf berechnet, bei den Zuschauern eine Gänsehaut zu erregen. Bei der augenblicklichen Stimmung zu negerhafter Erregung breiter Schichten, besteht der durchaus nicht unbegründete Verdacht, daß die aus England gemeldeten Roheiten auf die Befriedigung der gemeinsten und niedrigsten Instinkte berechnet und danach als bewußter Rückfall in vergangene Roheiten verächtlicher Tierbändigerkniffe anzusehen sind. Ist diese Ver=

mutung richtig, dann ist es allerdings geboten, daß sich die Tierschutzvereine mit allen Mitteln bemühen, dieser



Phot. Karl Hagenbecks Tierpark Stellingen bei Hamburg.

Radske mit seiner Löwengruppe.

ebenso dummen als verdammenswerten Bestialität den rücksichtslosesten Kampf anzusagen und nicht eher zu ruhen, bis diese Erbärmlichkeiten ausgerottet sind. Opfer, die bei dieser Karikatur von Abrichtung fallen, sind keines Bedauerns wert.

Zu den mit humanen Mitteln Erfolge erzielenden Dresseuren gehörte der längstverstorbene Tierbändiger Martin, dem es im vorigen Jahrhundert zum erstenmal gelang, einen Königstiger zu zähmen. Martin, ein kleiner Artist, „arbeitete" als Kunstreiter. Eines Tages hatte er in Naumburg an der Saale sein Zelt neben der damals berühmten Menagerie des van Aken aufgeschlagen. Befreundet mit einem Wärter der Tierbude, trieb er sich viel vor den Käfigen herum und spaßte mit den Tieren. Einem Affen, der ihm besonders gefiel, brachte er häufig Naschwerk. Der junge Artist hatte sich in die Tochter van Akens verliebt, hielt um ihre Hand an und ward als „armer Luftspringer" abgewiesen. Ärgerlich stand er vor dem Affenkäfig und fütterte seinen Liebling. Da schlug ein Königstiger nebenan mit der Pranke zwischen den Gitterstäben nach dem betrübten Liebhaber, der nun in seinem Verdruß mit dem Bleiknopf seines Stockes dem Tiger auf die Pranke hieb. Der Vorgang wiederholte sich, und so oft sich nun Martin dem Käfig näherte, fauchte und brüllte der Tiger. Da geriet Martin auf den Gedanken, diesen Feind zu zähmen und damit dem van Aken zu beweisen, daß er mehr zu leisten vermöge, als auf Flaschen zu tanzen und Kugeln zu werfen. Nun kam er jeden Vormittag, um den beleidigten Tiger an seinen Anblick zu gewöhnen. Stundenlang sprach er in den mildesten und sanftesten Tönen zu dem Tier, gab ihm kleine Fleischstücke und gewann immer mehr das Vertrauen des Tigers. Wohin van Aken zog, folgte auch Martin, und nach drei Monaten hatte er es so weit gebracht, daß der Königstiger nach Katzenart schnurrte, wenn er ihn sah und die Fleischstücke ruhig aus der Hand fraß. Bald durfte er ihm den Kopf kraun; wenn er ihm liebkosend zusprach, schloß das Tier die Augen und legte

sich dicht am Gitter nieder. In Mainz glaubte Martin wagen zu dürfen, einmal in den Käfig zu gehen. Der alte Tierwärter weigerte sich anfänglich entschieden, er fürchtete, die Bestie würde den jungen Menschen sofort anfallen. Endlich öffnete der Alte doch den Käfig. Martin trat unter die Tür und blieb still stehen; der Tiger erschrak, zog sich in die Ecke zurück, knurrte, fauchte und duckte sich sogar zum Sprung. Da Martin ruhig blieb, sprang er nicht. Nach vierzehn Tagen ging der junge Mensch wieder in den Käfig. Da sich der gleiche Vorgang wiederholte, setzte er seine Besuche nun täglich fort, wagte das Tier freundlich anzusprechen und ihm kleine Fleischstücke zu geben, und bald legte sich der immer zutraulicher werdende Tiger auf Martins Zuruf nieder. Später erzählte Martin: „Durch große Geduld, freundliches Zusprechen und Krauen hinter den Ohren kam ich zum Ziel, und der Tiger folgte mir auch ohne Belohnung wie ein Hund. Ich behandelte ihn wie ein großes täppisches, leicht verstimmbares und ebenso leicht wieder zufriedenzustellendes Kind und erreichte schließlich alles.“ Zuletzt durfte er wagen, auf dem ausgestreckt liegenden Tier zu sitzen.

Daß Martin auch noch erreichte, die Tochter van Akens heimzuführen, verdankte er dem Erfolg seiner zahmen Dressur. Sein Vergleich des sonst zu fürchtenden Raubtieres mit einem Kind trifft etwas Wesentliches, denn auch andere nach Martin berühmt gewordene Dompteure sprachen als erfahrene Tierseelenkenner dieselbe Auffassung aus. Stosch-Sarasani sagt geradezu: Tierdressur ist nichts anderes als Kindererziehung. Daß man übrigens so wenig wohlerzogene Hunde trifft, liegt weniger an den Charaktereigenschaften dieser Geschöpfe, als an der Unfähigkeit ihrer Erzieher, die in der Art ihrer Methoden

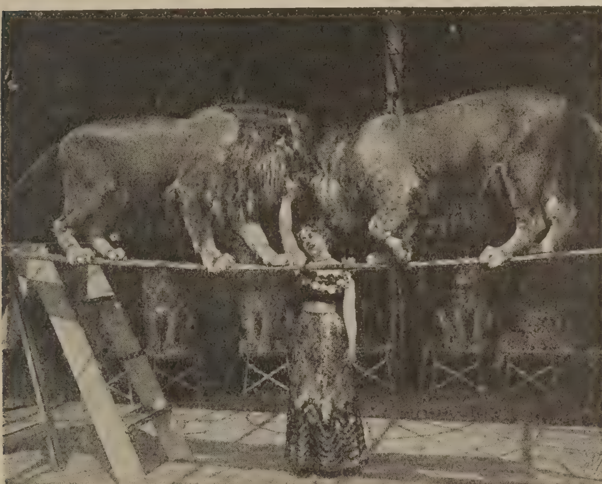
manchmal an Tierbändiger der alten Zeit erinnern. Und dabei muß beachtet werden, daß der Hund ein Haustier ist gleich der Katze, die noch viel seltener richtig behandelt wird und als eigensinnig, hinterlistig, falsch und unintelligent verschrien ist. Wie weit man in der Dressur



Miß Claire Heliot beim „afrikanischen Gastmahl".

von Katzen zu gelangen vermag, hat zuerst der Holländer Eduard Bonetti bewiesen. Als Kommis in einem Amsterdamer Manufakturengeschäft tätig, verbrachte er seine freie Zeit am liebsten auf dem Speicher und richtete dort Katzen ab. Was er dabei erreicht hatte, schien ihm gar nicht so bedeutsam, bis er in Buffons Naturgeschichte eine Schilderung der Hauskatze las, die mit seinen eigenen Erfahrungen nicht übereinstimmte. Nun entschloß sich Bonetti zu weiteren Versuchen; er gewöhnte seine Katzen an junge Ratten, Mäuse und Kanarienvögel und brachte

es mit unendlicher Geduld dahin, daß die Tiere ihm gehorchten und gemeinsam „arbeiteten“. Als er sich 1882 dem Direktor des Berliner Reichshallentheaters vorstellte, und mit seiner „gemischten Gesellschaft“ aufzutreten wünschte, fand er zunächst keinen Glauben. Man hielt



Miß Claire Heliot mit ihren seillaufenden Löwen „Sascha“ und „Nero“.

ihn für verrückt oder gelinde gesagt für einen Schwindler. Umso größer war dann sein Erfolg. Signor Saltarino, der Künstlername des seinerzeit berühmten Waldemar Otto, traf den Katzendresseur in Paris und fragte, ob Bonetti seine Katzen ab und zu auch einmal züchtige. Der Artist versicherte, das nie getan zu haben, und er dächte auch gar nicht daran, es jemals zu wagen. Mit Geduld, Sanftmut und guten Worten könne man ihnen alles beibringen. Wenn eine Katze einmal dächte, „ich tue

das nicht", dann sei nichts mehr zu erreichen. Die größte Schwierigkeit, die Bonetti zu überwinden suchen mußte, war die Scheu der Tiere vor dem Publikum, ein Umstand, der auch bei Raubtieren eine gewisse Rolle spielt. Bonetti besaß Katzen, die in der Probe vollkommen gehorsam blieben, aber abends beim Lärm der Musik und in Gegenwart so vieler Menschen durchaus nicht arbeiten wollten. Sie verkrochen sich in eine Ecke des Käfigs und benahmen sich wild. Der Erzieher sagte: „Ich durfte sie nicht behandeln, wie das mit Hunden möglich wäre. Alle Gewaltsamkeit ist diesen Geschöpfen gegenüber nutzlos. Ich mußte auf die gute Laune der Katzen rechnen. Und sie vergalten endlich Höflichkeit mit Höflichkeit." Bonetti dressierte später auch noch Füchse, Hunde, Gänse, Enten, Tauben, Hühner und Raben, die er gemeinsam vorführte.

Geduld, Sanftmut und Ruhe, aber auch zähe Willenskraft und unbeirrbare Beharrlichkeit sind die einem Dresseur nötigen Eigenschaften. Ohne Liebe zu seinen Zöglingen ist von ihnen nichts zu erreichen. Tiere verschenken ihre Neigung nicht leicht; ihr Instinkt ist untrüglich. Wie weit muß eine Katze ihre Natur überwinden, bis sie an einem Seil senkrecht zur Höhe der Zirkusdecke emporklettert und dort angelangt, sich in den Korb eines Fallschirmes begibt, sich niedersetzt und dann, ohne sich zu rühren, mit diesem durch die Luft herabschwebt. Solche Kunststücke gelingen nur dann, wenn Tiere ihrem Herrn damit einen Gefallen erweisen. Nie wäre das unter Anwendung von Gewalt möglich. Mit Recht betont der in dieser Welt heimische Saltarino: „Der Artist zähmt lieber ein Dutzend Löwen und Tiger, als daß er sich der Mühe unterzieht, Katzen und Ratten zusammenzubringen und zu gemeinsamer Tätigkeit zu schulen. Man findet zu wenig Sanftmut bei den ‚Spezialitäten'. Aber Bonetti

war die Milde und Güte selbst und dabei doch beharrlich in höchstem Grade."

Diese Wesenszüge eines erfolgreichen Tiererziehers werden von allen Kennern des Faches hervorgehoben. Aber das liebe Publikum liebt größere Nervenerregungen und fällt deshalb eher auf die mit unwürdigen und verächtlichen Mitteln erzielten, dramatisch gesteigerten Schauerdressuren herein. Gröblichster Sinnenkitzel wird von der urteilslosen Masse auch in diesem Falle immer höher geschätzt, als die wertvollere Leistung der Meister der zahmen Dressur. Man stutzt wohl einen Augenblick, wenn der humane Artist nur mit einer Gerte unter Raubtieren aller Art erscheint, die jeden seiner Winke beachten und ihm gehorchen. Man wittert nichts von Gefahr und fühlt sich enttäuscht. Gutgeschulte Raubtiere benehmen sich so ruhig und wohlerzogen, daß manche Leute schon behauptet haben, die Bestien bekämen vor Beginn und während der Vorstellung Opium oder andere betäubende Mittel in Fleischstücke eingehüllt verabreicht, oder man mache ihnen Morphiumeinspritzungen. Rosenthal-Bonin trat seinerzeit diesem urteilslosen Geschwätz entgegen. Betäubung und Abstumpfung dieser Art würde den edlen, durch Dressur doppelt wertvollen Tieren bald verhängnisvoll werden; sie müßten in kurzer Zeit zugrunde gehen, und demnach ständen solche Mittel in keinem Verhältnis zum Verdienst. Noch weniger aber bedenkt man, wie gefährlich ein auf solche Weise trunken gemachtes Raubtier dem Dompteur werden müßte. Nur zu rasch wäre alle Zähmung und Abrichtung vergessen. Tierpsychologie ist leider ein dunkles Gebiet für die meisten Menschen, die übrigens auch untereinander meist nicht allzu achtsam auf feinere Seelenregungen und Gemütsvorgänge sind.

Vielleicht hat die aus England gemeldete Tiermiß-

handlung außer der Berechnung auf den Nervenkitzel der Zuschauer noch einen anderen Grund. Man schwätzt ja schon lange genug und heute mehr als je, trotz aller nur allzu offensichtlichen Beweise vom Gegenteil, von den „ursprünglich“ vorhandenen allgemein gleichartigen



Phot. Karl Hagenbecks Tierpark Stellingen bei Hamburg.

Von Richard Sawade dressierter Tiger auf einer Kugel laufend.

Begabungsanlagen der Menschen. Dehnt man diese falsche Behauptung auf Tiere aus, so scheint es selbstverständlich, daß unter ihnen Gleichheit des Charakters und der Fähigkeiten bestehen müßten, da es in diesem Falle keine „soziale Ungerechtigkeit“, entstanden durch



Phot. Karl Hagenbecks Tierpark Stellingen bei Hamburg.

Richard Sawade unter seinen dressierten Löwen und Tigern.

„Klassenwirtschaft", gäbe. Es gibt jedoch keinen Tierkundigen, der diesen Unsinn vertreten würde. Niemand darf glauben, die Tätigkeit eines Tiererziehers sei einfach. Für die Zähmung ist der Charakter eines Raubtieres höchst wichtig. Und zu zähmen sind fast alle. Für die Abrichtung, die Dressur, ist die Intelligenz entscheidend. Es gibt unter den Tieren alle den menschlichen Anlagen, Eigenschaften und Fähigkeiten vergleichsweise entsprechenden Mischungen. Mangelhafte Charaktere bei hohen Fähigkeiten sowie auch umgekehrt. Die richtige Wahl zu treffen ist wichtig und erfordert abermals mancherlei. Wäre das anders, dann könnte ja jedermann Tiererzieher werden; das ist aber ebensowenig der Fall, als es gute, erfolgreiche Menschenerzieher gibt. Der alte Karl Hagenbeck, der ohne Ruhmredigkeit von sich behaupten durfte, er habe mehr Versuche zur Zähmung wilder Tiere angestellt als irgend einer der Mitlebenden, sagt ausdrücklich: Bei der Dressur entscheidet aber nicht nur der Charakter, sondern hauptsächlich das Talent der Tiere. Unter einundzwanzig Löwen, aus denen er einmal die Auswahl zu einer Gruppe vornahm, erwiesen sich nur vier als wirklich brauchbar! Das sind allerdings kostspielige Experimente, die sich nur ein so großes Unternehmen wie das Hagenbecksche leisten konnte. Es ist also möglich, daß der Rückfall in die bei uns längst verpönten brutalen Methoden englischer „Dresseure" auch vom Geldstandpunkt beeinflußt ist; Tiere sind teuer geworden und die Wahl beschränkt. Man muß also nehmen, was sich zufällig findet; von Prüfung wird nicht viel die Rede sein. Verhält es sich aber so, dann bedürfen die mißhandelten Geschöpfe umso mehr des Schutzes vor niedriger Erwerbsgier, denn man verlangt von unbegabten Tieren Leistungen, die sie nach Charakter und

Fähigkeiten nicht zu erfüllen vermögen. Die Folgen solchen unverständigen Tuns sind ordinäre Behandlung. Stosch-Sarasani äußerte sich unmißverständlich: „Tierdressur ist etwas ganz anderes, als die Engländer, die an der Fuchshatz nichts weiter finden, uns weismachen wollen. Sie ist die Kunst der Seelen- und Charaktererkenntnis. Karl Hagenbeck trat für die zahme Dressur ein „aus Mitgefühl und aus der Erwägung, daß es einen Weg zur Psyche, zum Innenleben des Tieres geben muß. Dieser Weg führt nicht einmal abseits. Zwischen der Behandlung eines wilden und eines höheren Tieres kann kein großer Unterschied bestehen, ihre Intelligenz ist nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden." Das ist die hohe und sittliche deutsche Auffassung von Tiererziehung, die uns hoffentlich auch dann nicht verloren geht, wenn ein verdorbener Großstadtpöbel, gleichviel welcher Geldbeutelschicht er angehört, nach rohen Sinnesreizen gierig, Mißhandlung von Tieren Vorschub leistet.

Der alte Karl Hagenbeck hat recht mit der Forderung: Tiere müssen individuell behandelt werden, da sie verschieden in ihren Anlagen sind. Wie der Lehrer auf die Eigenschaften seiner Schüler beim Unterricht eingehen muß, so muß auch der Dompteur auf die verschiedene Anlage seiner Zöglinge Rücksicht nehmen; nur durch große Umsicht und Geduld gelangt man zu ersprießlichen Ergebnissen.

Wie weit von dummer Roheit und niedriger Gesinnung entfernt ist die einsichtige Auffassung, wonach die Dressur von den wilden Tieren verlangt, was ihrem Wesen fremd ist. Einem Löwen im freien Waldesdickicht wird es nicht einfallen, auf einem Pferd zu reiten, oder einem Tiger im Dschungel, durch einen Reifen zu springen. Auch nicht

jedes Geschöpf, nicht jeder beliebige Löwe oder Tiger eignet sich zur Ausführung von Kunststücken. Manche sind ungeschickt, viele gewöhnen sich nie an Gehorsam, andere sind unstet und vergessen das Erlernte von heute auf morgen. Auswahl ist deshalb unerläßlich, und der Dompteur muß die Gabe besitzen, den individuellen Charakter eines Tieres zu erkennen und danach zu bestimmen, ob es sich für seine Zwecke eignet oder nicht.

Von unserem alten Karl Hagenbeck, der für manche Leute „nur" ein geschäftstüchtiger Tierhändler war, könnten gewisse Psychologen recht Wertvolles lernen. Er hat den Tieren, die er alle liebte, aber auch in Stellingen ein „Paradies" geschaffen. Er fühlte sich, wie Leonardo da Vinci es vom Menschen den Tieren gegenüber forderte, als ihr Vormund. Immer wieder kommt Hagenbeck auf den Vergleich zurück, Kinder und Tiere in einem Atem zu nennen. Er verteidigt die Raubtiere, die besser seien als ihr Ruf: „Die Raubtiernatur ist in der Volksmeinung mit Hinterlist, Wildheit und Grausamkeit verbunden. Aber die Tiere sind nicht grausam. Die Natur hat sie darauf angewiesen, in der Freiheit „lebendiges" Fleisch zu erjagen, und sie müssen töten, um leben zu können. Wir vergessen nur zu leicht, wie viele Millionen Tiere zur Nahrung der Menschen geschlachtet, erjagt und aus dem



Schimpanse bei der Mahlzeit.

Meere gefangen werden müssen, und daß man auch dem Menschen, der seine Mitgeschöpfe töten muß, den Vorwurf der Grausamkeit machen könnte. ... Alle Raubtiere ohne Ausnahme sind, wenn man sie jung erhält und richtig behandelt, zu erziehen wie Haustiere. Die sogenannte ‚wilde Natur' kommt nicht zum Durchbruch, wenn man es nicht darauf anlegt, die Tiere in Wut zu bringen, und das kann man auch mit Tieren, die von Haus aus zahm sind."

Dieser vorurteilslose Bekenner der Liebe zur Tierwelt sagt, daß in jedem Tiere, wie im Menschen, Gut und Böse verteilt sind, und daß das Gute sich entwickeln, das Böse sich unterdrücken läßt.

Damit ist nun nicht gesagt, die Raubtiere seien nur eine Art fleischfressender Lämmer. Bei solcher Auffassung gibt es aber auch keine Bestien, denen man nun ohne weiteres roh und brutal gegenübertreten dürfe. Handelt es sich um Tiererziehung nach unserem Herzen, dann müssen Liebe und Einsicht, Geduld und Güte obenanstehen bei ihrer Behandlung, aber auch Strenge darf nicht fehlen. Die unerläßlichste Bedingung aber ist, das Vertrauen der Tiere zu erwerben. „Wie Kinder, so verlangen einzelne Tiere mehr aufmunternde Liebkosungen als andere, manche, die störrischen, wenn auch nicht bösartigen Charakters sind, wollen streng behandelt sein. Da die Tiere in ihrem Tun nicht von Verstandeserwägungen, sondern von Impulsen geleitet werden, so muß von Anfang an hauptsächlich das Temperament studiert werden; kennt man dieses, dann ist schon viel gewonnen. Temperament, Erinnerungsvermögen und Talent, das sind die drei Angelpunkte aller Dressur."

Diese hohe Auffassung der Tiererziehung ist bei uns nicht erst seit kurzem gültig. Schon im ersten Drittel des

vorigen Jahrhunderts führten ältere deutsche Menageristen Tiere vor, die sie von Jugend auf gezähmt und geschult hatten. Manche Namen sind noch nicht ganz vergessen: Kreutzberg, Martin, Kallenberg, Preuscher, Schmidt, Daggesell und Kaufmann. Wilhelm Hagen-



Ein Schimpansenkavalier.

beck, der Bruder Karls, war unter den ersten, die sich von der „wilden Dressur" abwandten. Und Karl Hagenbecks Schwager, Heinrich Mehrmann, erlangte berechtigten Ruf als Vertreter der „zahmen" Dressur.

Recht bedauerlich ist es übrigens, daß viele deutsche Dompteure ihre bürgerlichen Namen mit fremden vertauschten; besonders in Paris traten sie als Dänen oder Angehörige anderer Nationen auf, die dort nicht übel

angeschrieben waren. Auch in England erfuhren die Zuschauer meist nicht, daß sie deutsche Dresseure bewunderten, da diese unter englischen Namen ihre Künste zeigten.

In England hatte Karl Hagenbeck den nach alter Art arbeitenden Dompteur Deierling kennen gelernt, der kurz vorher von einem Löwen übel zerfleischt worden war. Seit 1887 wirkte Deierling nach der humanen deutschen Art und errang große Erfolge.

Wie es Deierling ergangen war, so mußten viele ein ähnliches Schicksal erleiden und nicht wenige der alten „Dresseure" endeten als Krüppel oder büßten ihr Leben ein. Bei ihren quälerischen Methoden konnte das oft auch nicht ausbleiben. Die Tiere faßten niemals Vertrauen zu ihren Bändigern, in denen sie nur zu fürchtende und zu hassende Peiniger sahen. Karl Hagenbeck, der in England auf einer Auktion vier „dressierte" Löwen sah, denen die ganzen Schnurrhaare abgesengt und die Mäuler mit glühendem Eisen schrecklich verbrannt waren, sagt denn auch: „Die Löwen und Tiger, die auf solche Weise in der Gefangenschaft zu Menschenfressern wurden, trifft keinerlei Schuld, ihr besseres Wesen war gänzlich unterdrückt worden, man hatte ihnen ein unerträgliches Dasein bereitet, und schließlich handelten sie nur in Notwehr, als sie ihre ‚Dresseure' anfielen."

Bei der zahmen Dressur kommen Unfälle äußerst selten vor, ja sie sind manchmal auf Unachtsamkeit auf beiden Seiten oder Nachlässigkeit des Dompteurs zurückzuführen. Heinrich Mehrmann, der nie ernstliche Verletzungen erlitt, fürchtete eher die zu große Liebenswürdigkeit der starken Raubtiere, die mit ihm spielen wollten. Bekanntlich gelang es Mehrmann zuerst, mit einer großen Gruppe wohlgeschulter Eisbären aufzutreten, die man bis dahin für unzähmbar gehalten hatte. Willi Hagenbeck, der Sohn

Wilhelms, erreichte noch mehr mit diesen ungefügen Tieren; auch ihm geschah nichts.

Ein so erfahrener Tierkenner wie Professor L. Heck schrieb: „Manchmal kommt aber doch ein Unglücksfall vor, und es vergreift sich ein Dressurtier an seinem anscheinend so geliebten Herrn. Das ist, meiner Ansicht nach, wenn man der Sache auf den Grund geht, immer auf irgend einen unvorhergesehenen Zwischenfall zurückzuführen, ein Stolpern oder sonst eine ungewöhnliche, hastige, ungeschickte Bewegung des Vorführers, wodurch ein Tier der Gruppe erschreckt wird. Jeder Schreck verwandelt sich aber bei allen wehrhaften Tieren sozusagen automatisch in ein Wehren, einen Angriff. Wenn ich erschrecke, möchte ich auch immer um mich hauen. In der Beziehung bin ich auch ein Löwe."



Ein angehender Dompteur und seine Pfleglinge.

Die Methode der zahmen Dressur beruht auf der Einsicht und Wertung der Tiere nach Charakter und Anlage. Ihr Grundelement ist also Tierpsychologie. Diese Art der Tiererziehung kann nicht grausam sein, sie könnte es

nur dann wieder werden, wenn diese große Tradition verloren ginge, oder wenn der Fall einträte, daß niedrige Naturen von sogenannten „Dresseuren" dem Schaupöbel und seinen verdorbenen Instinkten Konzessionen machen würden. Das wird jedoch so leicht nicht möglich sein, denn es gibt bei uns genug Einsichtige, die genau und streng zu unterscheiden vermögen, ob es sich in der Tierbehandlung um Kunst oder erbärmliche Pfuscherei und elende Stümperei handelt.

Sollte es dem jungen Nachwuchs unter den Dompteuren aber jemals einfallen, ihrem Beruf Unehre zu bereiten, dann wäre es leicht, ihnen unter unseren deutschen Meistern der Dressur von wilden Tieren einen Spiegel vorzuhalten. So rühmte Karl Hagenbeck den alten Martin, der zuerst einen Königstiger vorführte. Er kannte den alten Herrn noch, der in Rotterdam als Direktor des Zoologischen Gartens wirkte. Fast neunzig Jahre alt geworden, besuchte der Pensionierte bis zuletzt den Garten und die Tiere, die von dem einstigen Bestande seiner Menagerie dort noch übriggeblieben waren. Er war einer von denen, die ihre Tiere liebten. Und der noch nicht vergessene elegante Richard Sawade hatte die staunenswerteste Raubtiergruppe eingeschult, die je gezeigt wurde. Er hatte von der Pike auf gedient und als Wärter bei Hagenbeck angefangen. Von ihm sagt Karl Hagenbeck: Er war ein wirklicher Tierliebhaber, und das mit ganzem Herzen. Der ebenso tüchtige als bescheidene Heinrich Mehrmann wurde einmal gefragt, ob die Tierbändigungskunst besonderes Talent erfordere. Er erwiderte: „Vielleicht. Mehr jedoch gehört dazu, wie ich glaube, ein sanfter entschiedener Charakter, große, nicht leicht zu erwerbende Kenntnis der Tiere — und vor allem Engelsgeduld."

Warme Bäder im Winter sind Gesundheits- und Heilquellen

Von Dr. Thraenhart

Jungbrunnens Zaubertat
Ist nicht bloße Sage,
Jugendfrische gibt das Bad
Zaubernd alle Tage.

Zunächst hat jedes warme Bad die wichtige hygienische Aufgabe, die ganze Körperhaut zu reinigen von dem stets anhaftenden Staub und Schmutz, sowie von den sich unaufhörlich abstoßenden abgestorbenen Oberhautschüppchen und ausgeschwitzten inneren Abfallstoffen. Außerdem wird durch die Wärme, die im Winter durch dichte und dicke, enganliegende Kleidung gedrückte und blutleere Haut mit Blut gefüllt und erhält wieder ihre lebenskräftige Spannung. Im warmen Bade werden auch die Atemzüge tiefer, wodurch der Körper mehr belebenden Sauerstoff aufnimmt, und die ausgeatmete Luft ist reicher an schädlicher Kohlensäure. Das alles sind sehr wichtige Gesundheitsfaktoren.

Man soll beim Warmbaden gewisse hygienische Regeln beachten. Beim Einsteigen ins Wasser muß man ein angenehmes, wohltuendes Gefühl haben, ein kühles Empfinden oder gar leichtes Erschauern kann schädlich wirken. Handtuch, Leibwäsche, Strümpfe werden zur Erwärmung an den Ofen — über die Heizröhren — gehängt. Hat man einige Zeit im Bade zugebracht, so muß man heißes Wasser zufließen lassen, denn das Badewasser gibt fortwährend Wärme an die kühlere Luft ab; die Schlußtemperatur soll einige Grade höher sein als die Anfangstemperatur. Besonders wirksam und kräftigend

ist eine nach dem Bade genommene kalte Dusche — Brause — jedoch schwächlichen oder herzleidenden Personen nicht zu raten.

Der hohe Gesundheitswert regelmäßiger warmer Bäder in der Winterzeit beruht namentlich auf der Zufuhr von Wärme in den Körper, der Organismus wird wohlig durchheizt, was offenbar einen besseren Lebensbetrieb verursacht. Durch Erhöhung des gesamten Stoffwechsels und der Ausscheidung von schädlichen Abfallstoffen.

In kalten Ländern, namentlich in Rußland, besteht eine vorzügliche Heißwasserkur. In fast jedem Dorfe fand man die Anlage dazu, und die Einwohner benützten sie regelmäßig. Heiß baden ist keine Verweichlichung, sondern dient zur Abhärtung, denn es erhöht die Widerstandskraft der besser durchwärmten und durchbluteten Haut gegen Kälte. Im Winter härtet man sich am zweckmäßigsten ab durch heißes Wasser und kalte Luft, im Sommer durch kaltes Wasser und heiße Luft (Sommerbäder).

Viele Menschen haben im Winter Wärmehunger; es tritt bei ihnen ein recht unbehagliches Frostgefühl auf als wichtige Mahnung der Natur zu schleuniger Erwärmung. Manchen Leuten sieht man auf der Straße diesen Zustand deutlich an. Regelmäßige, recht warme Bäder werden sie stets wohlig durchheizen. Besonders schätzenswert sind sie deshalb auch für ältere Personen; ihnen werden sie zum Jungbrunnen. Der alte Körper lebt förmlich auf, wenn er sich mehrmals wöchentlich längere Zeit in einem fünfunddreißig Grad Celsius heißen Wasser aufhält. Ein wonniges Behaglichkeitsgefühl durchrieselt den ganzen Organismus.

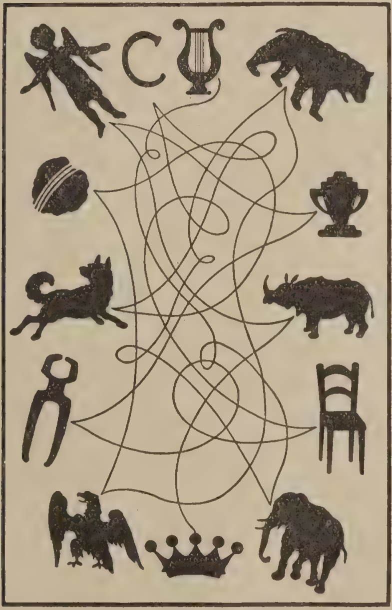
Wärme spart auch Nahrung. Ein großer Teil unserer Nahrung wird ja zur Erwärmung des Körpers ver-

braucht. Erhält dieser aber von außen künstliche Wärme, so braucht er eben weniger Eigenwärme zu erzeugen, spart also an Nahrung. Doktor Wilhelm Winsch, der Verfechter der „Wärmekultur", schätzt diese Ersparnisse bis auf ein Drittel der ganzen Nahrungsmenge.

Auch eine Heilquelle sind warme Bäder, besonders wegen ihrer wirksamen Durchheizung des Körpers; denn Wärme wirkt schmerzstillend und auflösend auf Krankheitstoffe. Das beweisen heiße Umschläge und Einpackungen bei Halsschmerzen und Gliederreißen, bei allerlei Nervenschmerzen und Rheumatismus; ferner Schwitzen, heißer Tee bei den verschiedensten inneren Leiden, sowie die längere Bettwärme bei fast allen Krankheiten. Wärme erzeugt immer Blutfülle und ist dadurch ein Heilmittel ersten Grades. Ihre aufsaugende Wirkung erkennt man schon äußerlich sehr gut bei geschwollenen Backen und sonstigen Schwellungszuständen des Körpers, die bei Anwendung von heißen Umschlägen bald schwinden. Die allgemeine Durchheizung mit warmen Bädern wirkt nun lösend auf die im ganzen Körper abgelagerten Stoffe und begünstigt dadurch ihre Ausscheidung durch Nieren und Haut. Das gilt namentlich für den Hauptkrankheitstoff: die Harnsäure, welche besonders bei allen gichtischen Leiden eine große Rolle spielt. Daher der günstige Erfolg häufiger recht warmer Bäder bei den Stoffwechselkrankheiten — beispielsweise Zuckerkrankheit —, bei Gicht, Fettsucht, Rheumatismus, Nierenleiden, bei neuralgischen Erscheinungen, Ischias, Hexenschuß. Ärztlich werden sie in stundenlanger Ausdehnung mit großem Vorteil angewendet bei schweren Verbrennungen und bei heftigen Erregungszuständen der Geisteskranken. Recht gute Heilwirkung zeigen sie namentlich auch bei erhöhter Nervenreizbarkeit, nach starken

körperlichen Anstrengungen (Sport) und bei Schlaflosigkeit. Nimmt man abends das (verlängerte) warme Bad in der Absicht, eine schlafmachende Wirkung zu erzielen, so lasse man die kalte Brause weg und trockne sich nur leicht tupfend, damit die beruhigten Nerven nicht wieder unruhig werden, und gehe dann gleich ins gewärmte Bett.

Zugrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Wintermärchen

Von Richard Euringer

Es war einmal ein Köhler, der hatte einen Struppelbart, daß die Kinder davonliefen, wenn sie ihm allein im Wald begegneten. Und doch hatte er ein Mädelchen daheim, das war erst vier, fünf Jahre alt und wie ein Engel schön. Und es saß auf seinen Knien, und fürchtete sich nicht vor seinem schwarzen Angesicht, wenn er mit den ungeschlachten Händen ihm die seidigen Härchen streichelte.

Außer seinem Struppelbart hatte der Köhler aber noch viel mehr: auf dem Kopf trug er einen alten, weichen Schlapphut, der stammte noch von seinem Vater her und fiel ihm bis an die Nase ins Gesicht, weil er arg zu weit war. So kam's, daß man seine guten Augen nicht sah, die waren wirklich gut. Seine Füße steckten in einem Paar tolpatschiger Stulpstiefel, die hoch bis über die Knie reichten, und an deren Sohlen er den halben Wald und die halbe Landstraße mit in sein Häusel trug, wenn's regnete und schneite. Wie er aber jetzt durch den Wald stapfte, knarrten sie bloß; denn die Erde war glashart gefroren, in den Radspuren splitterte das Eis, und die schneebeladenen Tannen klirrten vor Frost.

Der Herr des Waldes aber wußte, daß die Köhler ihr Bäumchen schlugen, jeder das seine, wenn Weihnacht kam, und so sagte er: „Eins sei euch gestattet, aber nicht mehr!" So schlug, schnitt und sägte jeder sein Bäumchen, Jahr für Jahr; es wußte niemand anders. Der Köhler Ruprecht aber schlug sein Bäumchen nicht, der Köhler mit dem Struppelbart, sondern schnitt sich einen

Tannenwedel, dran hängte sein Weib die Nüsse jedes Jahr und stellte das Kripplein drunter mit dem rosigen Jesulein aus Wachs, dem leider ein Füßlein abgebrochen war, schon lang, das konnte man nicht ändern. Daß der Köhler Ruprecht aber kein Bäumchen schlug, kam so: er kannte alle Bäume im ganzen Wald, und jedes tat ihm leid; denn er wußte ja, daß es dorren und sterben müsse, schnitt man ihm ins Mark. Er hatte sie wachsen sehen, all die lieben hohen Tannen, von klein, ganz klein an, bis sie so stolz und kühn geworden, und die er selbst nicht mehr als junge Stämmchen kannte, die hatte der Vater gekannt, oder der Großvater doch ganz gewiß. Ja, es kam vor, wenn er vor seinem Meiler stand, wo sie zuletzt doch noch erstickten, daß er mit ihrem Holze sprach, es tröstete und ihm erzählte, einmal müsse es nun eben sein. So redete er aber nur, wenn er ganz allein war; denn er schämte sich vor den anderen Köhlern. Von allen Bäumen aber liebte er besonders ein schwaches Stämmchen; denn es war zur selben Zeit zur Welt gekommen wie sein Kind.

Eines Tages nun, da Weihnacht kam, und ihm sein Weib die Suppe brachte, wies sie auf das Bäumchen und sagte: „Ruprecht, das wird für den Heiligen Abend recht."

„Wir wollen's noch ein Jährchen wachsen lassen." sagte er, „es ist noch gar zu dünn."

Und er schnitt einen Wedel, wie jedes Jahr.

Das nächste Jahr aber sagte das Weib: „Ruprecht, sieh mal das Bäumchen an, wie das gewachsen ist! Nun ist's aber für den Heiligen Abend recht."

Er sagte aber, wie schon einmal: „Wir wollen's wachsen lassen noch ein Jahr; es ist doch noch so zart!"

„Was du nur immer willst!" sagte die Frau; denn sie ärgerte sich und wußte nicht, warum er zögerte.

Da sie aber im dritten Jahre sagte: „Ruprecht, sieh mal, war das nicht das Bäumchen, das wir wollten schneiden?“ da nickte er mit dem Kopf, ging heim, nahm seine Axt, und machte sich dran, es umzuhauen.

Das Weib aber saß daheim am Fenster und strickte; denn das Wollkleidchen für ihr Mädelchen sollte noch fertig werden bis zum Abend, und es fehlte doch noch ein ganzes Stück.

Indessen ging Ruprecht seines Wegs und kam an die Stelle, wo das Stämmchen stand. Schon zog er die Axt aus dem Kittel, als ihn des Bäumchens erbarmte und seines jungen Lebens, und er an sein Kind denken mußte, er wußte nicht, warum. So ließ er die Axt sinken und sah sich um, ob nicht irgendwo ein andres wär', das ihm gliche. Aber da erschrak er bis ins Herz; denn keine sechs Schritte vor ihm saß auf einem mächtigen Zweige, eingebettet in Schnee, und lichtumflossen eine wundersame Frau in glitzernd weißem Gewand. Die hatte nußbraunes Haar, das floß ihr bis ans Knie. Und drein gebettet lag ein rosiges Knäblein, ganz bloß und nackt, und spielte mit seinen Zehen. Da der Köhler nicht wußte, ob er wache oder träume, neigte sie die braunen Augen zu ihm herab und sagte: „Ruprecht, mein Knäblein friert; hast du nicht Stricknadeln daheim?“

„Stricknadeln . . .?“ fragte der Köhler, und der Mund blieb ihm offenstehen; denn er sah, wie die lichte Frau aus kleinen Häuflein Schnee, die sie durch die Finger gleiten ließ, feine weiße Flocken zupfte und zupfte, und einen glitzernden Faden spann, wie Seide so weiß, wie Wasser so klar.

Da wußte der Köhler nicht, sollte er weinen oder lachen; er nahm den Hut vom Kopf und hätte hundert Jahre stehen mögen und staunen, hätte die Frau mit dem

Knäblein ihn nicht gemahnt: „Willst du sie mir nicht leihen?"

Da fielen ihm die Stricknadeln ein, und er warf die Axt hin, damit er rascher laufen könne, und machte große Sätze in seinen weiten Stiefeln, daß ein Eichhörnchen erschrocken flüchtete, und die Mäuse sich verkrochen. Kein Wunder, daß sein gutes Weib erschrak, wie er zur Tür hereinpolterte und keuchte: „Gib mir rasch die Stricknadeln, Frau!"

„Aber was ist denn geschehen?"

„Gib sie mir nur geschwind, ich bitte dich!"

Das Weib aber wollte nicht; denn wie sollte das Kleidchen fertig werden, wenn sie die Nadeln vergab! Und sie konnte sich auch gar nicht denken, was ein Mann mit ihren Nadeln machen sollte. Der Köhler aber bat sie so flehentlich, daß sie sagte: „Laß einmal sehen, wozu du meine Nadeln brauchst," und da sie mit ihm ging, hüllte sie ihr Mädchen in ein warmes Tuch, nahm die Nadeln samt der Strickarbeit, versperrte das Haus, und folgte ihrem Mann.

Von allem, was er erzählte, verstand sie nichts; denn er redete wie im Traum; daß ein nacktes Kindlein im Wald auf einer Tanne sitze und mit den Zehen spiele, konnte sie nicht glauben. Von der lichten Frau aber sagte der Köhler nichts; denn er bangte, die Nadeln sonst nie zu bekommen.

Inzwischen ward es dunkel, immer dunkler, und wurde spät. Da fürchtete der Köhler, das Knäblein müsse erfrieren, wenn er nicht eile. Also bat er ein letztes Mal: „Gib mir die Nadeln, ich bitte dich! Ich laufe nur voran."

Da gab ihm das Weib die Nadeln, obwohl es nicht wußte, wozu.

Nun aber schien es dem Köhler, als laufe er irr, und er, der sein Lebenlang hin und her den Wald durchstreift, kannte sich nimmer aus und fand sich nicht zurecht. Ich weiß es nicht, wie lang er lief, da gleißte etwas auf, und als er drauf zuschritt, erkannte er die Axt. Und da er sich bückte, sah er und erschrak, daß sie aus blankem Silber war! Und da er zweifelte, ob es denn auch wirklich die seine sei, da erschrak er noch viel mehr; denn vor ihm stand das Bäumchen, das er geschont, und stand in hellem Prangen, mit Zimmetherzen und goldenen Kugeln geschmückt, mit brennenden Kerzchen und Nüssen, die waren ganz aus Gold. Und da er nicht wagte, auch nur die Hand danach zu strecken, sondern seine Augen überall herum von Baum zu Baum, von Stamm zu Stamm, von Strauch zu Strauch sandte, zu suchen, wo denn die lichte Frau geblieben sei, da hörte er die Stimme seines Weibes, die rief, ein Wunder sei geschehen! Es war aber kein Wunder geschehen, sondern, was sie gestrickt, war nun auf einmal aus Seide, fließender Seide, und mit Demanten besetzt. Und da sie sich vor dem Bäumchen fanden, fing das Kind zu jubeln an und glaubte nicht anders, als all die Schätze wären sein, das Zwetschgenmännchen und die Guttiwar', der Marzipan, die Quittenwürstchen und die goldenen Nüsse, die waren aus purem Gold.

Wie nun das Weib solches sah, da verstand sie auf einmal alles, was der Mann gesagt, und glaubte nicht anders, als das Christkindchen selber sei im Wald auf der Tanne gesessen, bloß und nackt. „Laß uns um's Himmels willen suchen!“ rief sie aus, „laß uns nur suchen!“

Das Mädchen aber wollte nicht von dem Bäumchen gehen, sondern alles am liebsten gleich ins Mäulchen stecken und verschnabulieren.

„Aber wer weiß denn, ob uns überhaupt das Bäumchen gehört," sagte der Köhler zu seinem Weib, so weh es ihm tat, daß er seinem Mädelchen die Freude schmälern müsse.

Das Weib aber sagte: „Laß uns nur suchen, laß uns nur suchen; das Christkind wird schon sagen, wie's darum steht!"

Trotz allen Suchens aber fanden sie das Knäblein nicht und nicht die lichte Frau. Immer wieder glaubten sie, einen seltsamen Schimmer zu sehen, und immer wieder war es nichts als Schnee. Nachdem sie lange, lange umsonst gesucht, kehrten sie traurig zurück zum Bäumchen, dessen Kerzen nicht kleiner brannten, sondern schlank und blank wie zuvor, als seien sie eben erst angesteckt. Da standen sie hilflos im Kreis herum, die Mutter mit dem seidenen Kleidchen in der Hand, das Kind, das kaum mehr zu halten war und nach den guten Sachen verlangte, von denen niemand wußte, wem sie gehörten, der Mann aber mit den drei Nadeln, während ihm die hellen Tränen in den struppigen Bart kullerten; er wußte nicht, warum. Und er wagte nicht einmal, seine eigene Axt zu nehmen. Da stieß er sein Weib an und sagte: „Nun laß uns gehen! Sieh an! Nun laß uns gehen! Es ist schon so spät!"

Da bewegte sich die Axt mit einemmal und stand auf ihrem Stiel, blinkte und blankte und schlug das Stämmchen ab; es tat keinen Laut. Das Bäumchen aber fiel nicht um, sondern fing ganz leise zu trippeln an, und trippelte rechts und trippelte links, daß die goldenen Kugeln leuchteten und die Zimmetherzen wackelten und ein silbernes Glöckchen zu läuten anfing: klingeling, klingeling. Die Axt aber schlug einen richtigen Purzelbaum, tänzelte hin, tänzelte her, stolperte und tollte voraus und hinter-

drein und schoß wieder einen Purzelbaum. Da patschte das Mädelchen vor lauter Freude in die Händchen, und die Köhlerleute mußten lachen, so herzlich, wie sie nie gelacht; so lustig sah sich das an.

„Wohin wird wohl das Bäumchen gehen?" dachten beide, und sie waren ganz gewiß, es laufe zum lieben Jesulein und zeige ihnen den Weg.

Aber gerade da zuckte in Ruprechts Hand ein blitzender Strahl, und ehe er sich besann, daß es die Stricknadeln könnten gewesen sein, sah er, wie sie an dem trippelnden Bäumchen herumknisterten und je ein Lichtchen nahmen, dann flitzten sie davon, auf und ab, hin und her, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, von Wipfel zu Wipfel, und überall blieb ein blitzendes Sternchen sitzen, und ringsherum strahlte der Wald von aber tausend blitzenden Sternchen ganz unbeschreiblich schön und hell und wundersam.

Aber das Seltsamste geschah doch erst da: die silberne Axt tanzte immer wilder und wilder, in gleißendem Zickzack, schnipp schnapp, klipp klapp, und schlug die ganzen Tannen ab, eine um die andere, den ganzen Wald, aber tausend himmelhohe Tannen. Und keine einzige fiel um, sondern alle marschierten mit, voraus und hinterdrein, rechts und links, große und kleine, mächtige mit dunklem Rauschen, und putzige Stutzel, zierlich und schlank; die Köhlerleute und ihr Kind aber drückten sich eng aneinander, konnten nichts sagen und fragen, sondern wußten nicht, wie ihnen da geschah. Das Guttsibäumchen aber fing auf einmal an, zu hüpfen und zu springen, daß ihnen allen schier der Atem verging, und das Rauschen des wandelnden Waldes wie tiefes Orgelsummen klang. Aber, o Wunder, da stand das Köhlerhüttchen gar, und nun stolperte die Axt voraus und klopfte an, dreimal, mit

drei dumpfen Schlägen. Da sprang das Pförtlein auf, und ... drinnen saß die Mutter Gottes mit nußbraunem Haar in fließendem weißen Gewand, ihr Knäblein auf dem Schoß. Das Knäblein aber trug ein weißes Kleidchen aus Wolle, dasselbe, das des Köhlers Weib gestrickt, und das noch gar nicht ganz fertig war. Die Mutter Gottes aber strickte es zu Ende und hielt die drei Nadeln in der Hand, die waren auf einmal aus Gold. Da blieb die Axt ganz stille stehen auf ihrem einen Bein, das Bäumchen blieb stehen, die Tannen blieben stehen, rings um das Häuschen herum, der Köhler aber und sein Weib sanken ins Knie.

„Seid mir nicht böse," sagte die lichte Frau, „daß wir vorausgegangen sind; meinem Büblein war's so kalt!"

Der Köhler und sein Weib brachten kein Wort heraus, so wunderselig war ihnen zumute. Da war das Kleidchen fertig, und das Knäblein sprang auf und lächelte so fein, wie nur das Jesulein lächeln kann auf weiter Gotteswelt. Und es nahm ein Äpflein vom Bäumchen, das sich hin und wider drehte, als wolle es sagen: „Bin ich nicht zierlich, bin ich nicht schön!?" Und gab's dem Mädelchen in die Hand und sagte: „Magst du's haben?"

„Alles mag ich haben," sagte das Köhlerkind. Und ob auch die beiden Alten erschraken, das Knäblein sagte: „Zuerst das Zimmetherz!" und er nahm's in seine holdseligen Händchen und brach's entzwei, und gab die eine Hälfte dem Mädelchen, die andere brach er noch einmal, gab die Hälfte den beiden Alten, steckte ein Stückchen seiner lieben Mutter in den Mund, und biß auch selber gar hinein. Dann kam das Zwetschgenmännchen dran, eins ums andere, aber das Bäumchen wurde nicht leer, die Kerzen brannten nicht klein. Und als sie alle so viel gegessen hatten, wie jedes begehrt, spielten die Kinder miteinander.

Endlich aber sagte die Mutter Gottes: „Nun wird es spät! Das Mädelchen muß ins Bett, und wir wollen schlafen.“

Dann winkte sie dem Wald und sagte: „Dank euch schön, ihr lieben Tannen, fürs Geleit, nun geht nur wieder!“

Da erloschen die Sternchen, ein sanftes Rauschen klang durch den Wald, und langsam wandelte er zurück, woher er gekommen war. Das Pförtchen aber sank leise ins Schloß.

So waren denn die Köhlerleute in großer Not, wie sie der Mutter Gottes und dem Jesulein ein würdig Lager könnten bereiten; denn sie waren recht karg daran mit ordentlichem Hausgerät.

„Sorgt euch nicht!“ sagte die Mutter Gottes, „wir kommen schon zurecht und wünschen euch noch ein gutes neues Jahr. Und vielen Dank, daß ihr mir die Nadeln geliehen habt.“

Wie sie nun das hörten, kam ihnen die Sprache wieder, und sie redeten, so gut sie's halt vermochten, das sei doch gar zu viel, daß sie, so reich beschenkt, noch sollten Dank empfangen.

„Nein,“ rief die Köhlerfrau, „ich darf's und kann's nicht leiden, daß mein Mädelchen ein seiden Kleidchen trage mit Demanten besetzt, das Knäblein aber eins aus Wolle! So bitt' ich dich, du hohe Frau, laß uns doch wieder tauschen!“

Und der Köhler sagte: „Nimm's doch ja nicht übel, was wir da schwatzen, schlichte Leute, die wir sind. Aber gibt das nicht Neid und Streit, komm' ich mit einer Silberaxt durch den Wald gegangen!“

„Und all das Gold und all die kostbaren Schätze,“ rief das Weib, „die taugen uns gar schlecht. Wird nicht

einer kommen und sie stehlen, bringe ich meinem Mann die Suppe hinaus zum Meiler, und steht das Häusel allein? Wird man uns nicht hassen, und Hader sein, wo lauter Friede war?"

Da lächelte die Mutter Gottes und sagte: „Wie recht ihr habt! Heut aber soll alles bleiben, nur diese eine Nacht, solange die Kerzen brennen. Und weil ihr lieber Frieden habt als goldenen Tand, so will ich euch alle Jahre dies Bäumchen schicken, das morgen wieder draußen stehen soll an seinem alten Platz. Da soll es wachsen Jahr um Jahr, wie euer blondes Kind. Und wenn es kommt zur heiligen Nacht, so will ich euch besuchen, und die Kinderlein sollen zusammen spielen, solange sie es nicht verlernt. Die Stricknadeln aber laßt mir zum Gedenken, die nehm ich mit in den Himmel hinauf. Und wenn ihr sie braucht, so kommt und holt sie euch wieder! Einen Tag vor Weihnacht aber brauch ich sie selber jedes Jahr, dann strick ich ein wollen Kleidchen für alles, was friert, viel viel tausend in einer einzigen Nacht, und werf sie, eins ums andre, herunter, beim Himmelfenster heraus. Nun aber singt das Weihnachtslied, das ich vor allen liebe!"

Da sangen die Köhlerleute das Weihnachtslied und sangen: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Und wußten nicht zu sagen, wie alles geschah, und konnten es nicht verstehn; denn wie die Kerzen schmolzen, so schmolzen Mutter und Kind, gleichsam, als gingen sie weit, weit fort, und saßen doch ganz nah, und wurden kleiner und kleiner, zarter und zart, die Mutter und das Knäblein, auf wundersame Art. Und endlich waren sie so klein, wie aus Wachs das rosige Jesulein. Da löschten die Kerzchen aus, und sie fielen in tiefen Schlaf und schliefen bis zum Morgen. Und hätten glauben mögen, alles war nur ein Traum, wär' an dem wächsernen Jesulein in

seiner Krippe das Füßchen nicht heil und ganz geblieben, das viele Jahre abgebrochen war. Das Bäumchen aber lebt noch heute und kommt auch jedes Jahr, wie es die Mutter Gottes versprochen hat. Und was sie gestrickt mit eigener Hand, fällt weich und schimmernd zur Erde, daß allem, was friert in Stadt und Land, ein warmes Hemdchen werde.

Sternrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Deutscher Marmor und sächsischer Serpentinstein

Von Kurt Ludwig Rechberg / Mit 5 Bildern

Nichts in der Welt ist so zählebig und nahezu unüberwindlich als Vorurteile. Gedankenlos werden sie immer wieder vorgebracht, wenn auch längst alle Tatsachen dagegen sprechen. Das in der Natur wirksame Trägheitsgesetz macht sich eben auch auf geistigen Gebieten bemerkbar. Allerdings kann es oft geradezu verhängnisvoll werden, wenn kein Wahrheitsgehalt hinter nachgesprochenen Auffassungen besteht. Erstrecken sich gewisse Vorurteile auf wirtschaftliche Gebiete, so rächen sich falsche Anschauungen in empfindlicher Weise. Es entstehen Verluste am Nationalvermögen, die oft in hohen Zahlen deutlich erkennen lassen, daß Vorurteile im höchsten Grade schädigend wirken können. Viele Beispiele könnten dafür angeführt werden, wie schwer es für die Erzeugnisse einzelner heimischer Industrien gewesen ist, sich gegen vorgefaßte Meinungen durchzusetzen. Häufig waren sie auf dem Weltmarkt längst eingeführt, galten aber im Erzeugungslande noch immer nicht als vollwertig. Die Gründe dafür waren oft recht eigenartig beschaffen. Kam ein Industriezweig im Ausland zuerst zu höherer Entfaltung, so konnte man begreiflich finden, wenn im Vergleich zum augenblicklichen Stand derselben heimischen Produktion das Urteil geringschätzig ausfiel. So stand es einst um verschiedene, in moderner Technik zuerst in England hergestellter Waren, die ein günstiges Werturteil wohl verdienten. Sobald sich aber die eigene Industrie derselben oder sogar weitgehend verbesserten

Technik bediente, begann der Kampf gegen die inzwischen entstandenen Vorurteile. So entstand zu unserem Schaden eine beschämende Bevorzugung ausländischer Erzeugnisse, die völlig grundlos war. Es kamen viele Waren mit französischer oder englischer Herkunftsmarke erst bei uns zu Ansehen, die im eigenen Lande erzeugt, ausgeführt und nachher, mit Zöllen belastet, vom Ausland wieder zu uns gelangten. So ging es mit englischen Kleiderstoffen, Herrenhüten, Rasiermessern, französischen Putzwaren und tausenderlei anderen Handelsartikeln, bei denen sogar die „echte" Verpackung aus Deutschland stammte. Für gewisse Erzeugnisse bilden augenblicklich sogar die traurigen Geldverhältnisse kein Hindernis, völlig unbegründete Vorurteile zu besiegen. Die Welt will betrogen sein.

So wird mancher Leser verwundert aufhorchen, wenn er von deutschem Marmor liest. Gibt es denn bei uns Marmorarten, die der Rede wert sind, wird man fragen. Der Gebildete denkt an Griechenland, Rom und Italien, das sind die Länder, von denen er Kenntnis hat, daß dort „herrlicher" Marmor gebrochen wird. Namen fallen ihm ein, die den Vorteil schönen Klanges haben: Paros, Pentelikon, Hymettos, Massa, Carrara! Das klingt doch besser, edler, und damit auch viel vertrauenerweckender als: Weißenburg, Treuchtlingen, Auberg, Mecklinghausen, Diez, Hof oder Groß-Kunzendorf in Schlesien. Auch von Sachbezeichnungen gehen weitere starke Suggestionen aus. Wie einschmeichelnd und empfehlend wirken fremde Worte wie: Cipollin, Verde antico, Breccie Seravezza, Marmo pavonazzo, Rosso antico und Marmo mandolato. Wäre es nicht so traurig, man müßte lachen, daß in Weilburg an der Lahn gebrochene farbenschöne Marmorsorten, der feurigrote

Brunhildenstein mit seinen weißen Flammen und Adern, und Auberg grau und der dunkle, von weißem Geäder



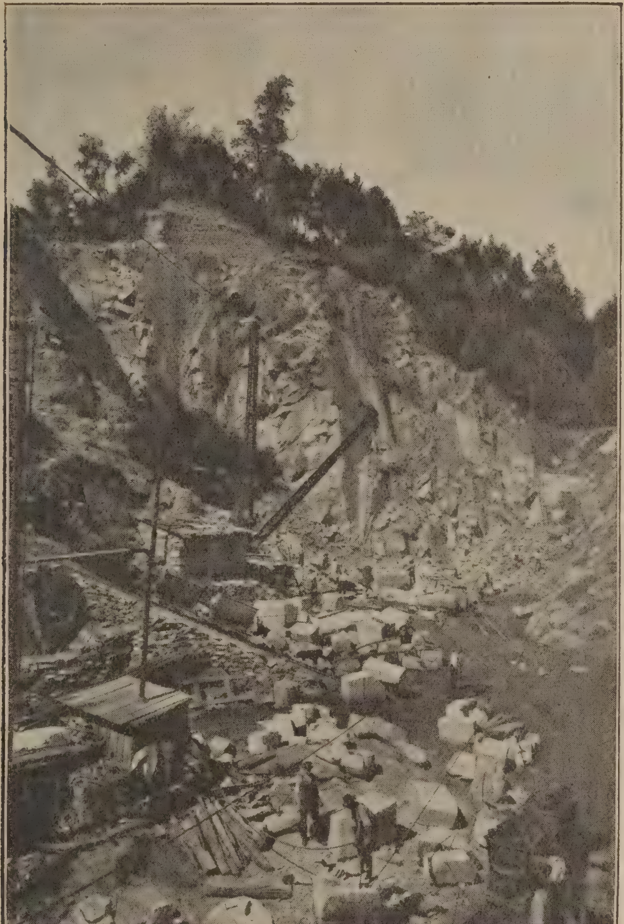
Das Marmorportal, das auf der Weltausstellung in St. Louis mit der goldenen und silbernen Medaille gekrönt wurde.

durchzogene Grafenstein unter den spanischen Decknamen Rojizonazzo, Estrellante und Porvenir angeboten wer=

den, weil der deutsche Käufer ausländischen Marmor begehrt, der eigenen Heimat aber solche Kostbarkeiten gar nicht zutraut.

Die Vorurteile, die unseren Marmorsorten gegenüber wirksam sind, haben eine alte Vorgeschichte. Darum sind sie auch so überaus zählebig. Italien und Frankreich verwendeten als ältere Kulturländer ihre verschiedenen Marmore zu einer Zeit, als man bei uns noch nicht daran dachte, sie so mannigfaltig zu gebrauchen. Die Technik der Bearbeitung und die künstlerische Verwertung lernten wir im Ausland kennen. So mußte es, wie in so vielem anderen, dazu kommen, daß die fremden Rohstoffe und Erzeugnisse überschätzt wurden. Die Laien, leider aber auch Künstler und Kunstgewerbler zuckten die Schulter, wenn man ihnen zumutete, heimischen Marmor so hoch zu werten, als dies nur zu willig ausländischem gegenüber geschah. Vor 1914 gaben ja Frachtsätze keinen so entscheidenden Ausschlag, warum sollte also fremder Marmor nicht aus Griechenland, Spanien, Italien oder Belgien herangeschafft werden?

Das änderte sich bei Kriegsausbruch, und seitdem ist durch die Geldentwertung eine völlig veränderte Lage entstanden, die sich so rasch nicht ändern dürfte. Nicht einmal die Reichsten der neuesten Generation können sich solchen Luxus mehr leisten. Die Zeit ist endlich da, mit jahrhundertealten Vorurteilen zu brechen, zu erkennen und einzusehen, daß es auch bei uns zahlreiche und unerschöpfliche Marmorsorten gibt, die den strengsten Vergleich mit fremden nicht zu scheuen brauchen, die teilweise sogar edler und schöner sind. Unsere Heimaterde ist reich daran. Endlich dürfte man darüber nachdenken, daß es vor 1914 deutsche Marmore gewesen sind, die auf Weltausstellungen in Brüssel, Chikago, St. Louis und ander-



Marmorbruch der Marmor- und Granitwerke W. Thust in Groß-Kunzendorf.

orts im Wettbewerb mit ausländischen Marmorsorten mit ersten Auszeichnungen preisgekrönt wurden. Das geschah allerdings zu einer Zeit, die noch nicht durch bewußte Lüge, Entstellung und Haß vergiftet war.

Zu unserem eigenen Schaden schätzten wir gering, was wir besaßen, denn das Ausland konnte nicht auf den Gedanken kommen, solche Bodenschätze bei uns zu vermuten. Dazu kam außerdem noch, daß auch dort die aus den gleichen Quellen stammenden Vorurteile die Köpfe verwirrten. Fremder Marmor besaß einen alten Weltruf, und so mußte es dahin kommen, daß einzelne Länder zu einer von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Monopolstellung gelangen konnten. Wie Udo von Oppen in einer Abhandlung über deutschen Marmor sagt, so war es: Je „exotischer" der Marmor, desto mehr wurde er vom Architekten und Käufer gesucht. Daß hierbei vielfach nur der Glaube an die fremdländische Herkunft ausschlaggebend war, beweisen die vielen buntfarbigen deutschen Marmore, die nach Benennungen mit hochtönenden ausländischen Namen mit einemmal für wunderschön und wertvoll gehalten wurden. Wie die in der Lahngegend gebrochenen Steine erst nach spanischer Namengebung zu Ansehen gelangten, so ging es auch mit dem herrlichen „Meergrün" und „Königsrot" der Saalburger Sorten, die erst unter den Bezeichnungen „Fontanello" und „Rubantica" Beachtung und Absatz fanden.

So wird es verständlich, daß alle genannten Hemmnisse in ihren Wirkungen die Entwicklung einer deutschen Marmorbruchindustrie vor dem Kriege behinderten, ja unmöglich machten. Nachdem wir von jeder Zufuhr ausländischer Gesteine abgesperrt waren, fing man an, die heimische Erde auf ihre Bodenwerte entschlossener zu prüfen. Und da ergab sich, daß wir in Deutschland unge-

ahnte Mengen vorzüglicher, für alle Zwecke verwendbare Marmorsorten besitzen. Es bedurfte nur des Ausbaues vorhandener Bruchlagen und der zielbewußten Erschließung bekannter Fundstätten, um diese Schätze der Allgemeinheit nutzbar zu gestalten. Unternehmungsgeist



Kalkringöfen der Marmorwerke W. Thust, Groß-Kunzendorf, Kreis Neiße in Schlesien.

und Fleiß bewirkten in wenigen Jahren ein rasches Emporblühen der heimischen Marmorbruchindustrie. Durch Aufstellung neuzeitlicher Maschinen, Anlage weitverzweigter Kleinbahnnetze in den Brüchen, durch Bau von Kalköfen zur Verwertung der bei der Gewinnung sich ergebenden Marmorabfälle wurde eine von Jahr zu

Jahr schnell steigende Produktion erzielt. Zu dem jährlichen Bedarf Deutschlands vor dem Kriege, der sich auf etwa zwanzigtausend Kubikmeter belief, kamen aus deutschen Brüchen kaum tausend Kubikmeter. Im Jahre 1919 hob sich die Förderung auf sechstausend und erreichte 1920 siebentausendfünfhundert Kubikmeter. Bei weiterem Ausbau der Brüche wird sich die bis dahin erreichte Menge noch steigern, da nicht nur die schon erschlossenen Brüche fast durchweg eine bedeutend höhere Ausbeute ermöglichen, sondern auch neue Marmorbrüche ständige Bereicherung erwarten lassen.

Der Aufschwung, der sich durch die Förderung in wenigen Jahren ergab, brachte für die Volkswirtschaft nicht geringe Vorteile. Beträchtliche Geldwerte, die vordem unnötig ins Ausland flossen, blieben dem Volksvermögen erhalten, viele Hunderte von Arbeitern konnten in den meist in schöner Gebirgsgegend gelegenen Brüchen guten Erwerb finden. Aber auch eine Reihe verschiedener Industriezweige zogen Vorteile aus dem Emporblühen. Sie lieferten Maschinen, Werkzeuge und sonstige Behelfsmittel, die für den Ausbau der Bruchanlagen notwendig wurden, und da der Verbrauch an Werkzeugen jeder Art bei der Gesteingewinnung überaus stark ist, so ergibt sich auch hieraus ein fortlaufender Bedarf, der mittelbar der Volkswirtschaft zugute kommt. Für unser verarmtes Vaterland ist die Nutzbarmachung eines jeden heimischen Urproduktes unbedingt notwendig, und es ist ein Glück, daß diese Gesteinschätze so reich sind, daß selbst bei stärkster Ausbeutung nicht zu befürchten ist, die deutschen Marmorbrüche in absehbarer Zeit zu erschöpfen.

Die zahlreichen Orte anzuführen, an denen in Deutschland Marmor gebrochen wird, und die verschiedenen Firmen zu nennen, die sich mit der Verarbeitung betätigen,

ist hier nicht angebracht, in Bayern, Württemberg, Nassau, den Rheinlanden, Westfalen und Schlesien werden vielerlei Sorten aus der Erde gebracht. Westfalen liefert den herrlichen Goldadermarmor, am Fuße des schlesischen Altvatergebirges sind unerschöpfliche Lager von Edel-



Treuchtlinger Marmorwerke A.-G. Treuchtlingen (bayrischer Jura).

marmor von vorwiegend weißer Grundfarbe; Groß-Kunzendorf wird von bedeutenden Geologen das „deutsche Carrara" genannt. Eine erstaunliche Fülle farbenprächtigster Marmorsorten findet sich in unserem Vaterlande verstreut. Vom lichten Weiß des schlesischen Sudetenlandes bis zum tiefen Schwarz des Frankenwaldes ist kaum eine Farbenzusammenstellung und Zeich-

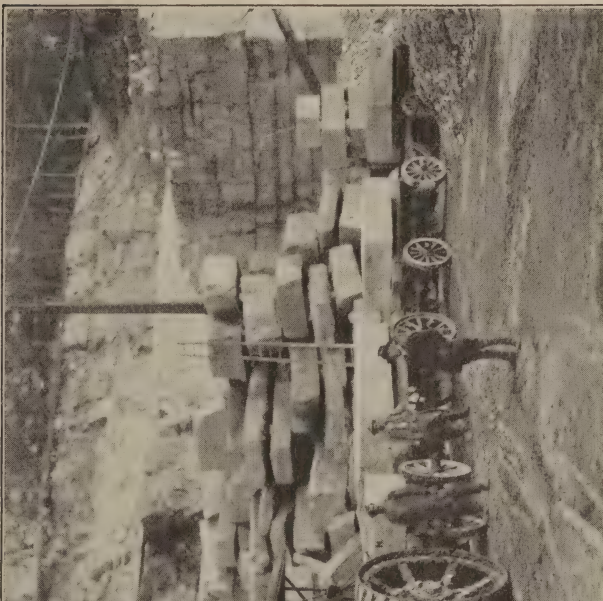
nung denkbar, die nicht in diesen Brüchen gewonnen würde.

Die Verwendungsmöglichkeit ist nahezu unbegrenzt, und geschickte Hände sind am Werk, diese herrlichen Naturschätze durch künstlerische und kunstgewerbliche Arbeit zu veredeln.

Im Jahre 1921 veranstaltete der Bund Deutscher Marmorbruchbesitzer auf der Leipziger Herbstmesse in Halle I des Ausstellungsgeländes am Völkerschlachtdenkmal eine erstmalige Ausstellung der verschiedenen in Deutschland gewonnenen Marmorarten. Die zur Schau gestellten Erzeugnisse, wie Platten, Säulen, Marmortische und Rohblöcke, die gleichzeitig auch die verschiedene Bearbeitungsweise zeigen, fanden sowohl bei den Besuchern des Inlandes, als auch des Auslandes allgemeine Bewunderung. Die sehenswerte Ausstellung, in der fast alle zurzeit in Deutschland gewonnenen Marmorarten vertreten sind, ist eine ständige und daher auch bei den Leipziger Frühjahrs- und Herbstmessen der nächsten Jahre für jedermann zugänglich.

Das kleine, kaum dreitausend Einwohner zählende Städtchen Zöblitz im sächsischen Erzgebirge, früher kaum bekannt, ist heute der Mittelpunkt einer blühenden und weit über unsere Landesgrenzen berühmten Industrie; dort wird ein vorwiegend grünfarbenes, seltener rötlich oder gelbbräunliches Gestein gefunden, das als „Serpentin" bezeichnet wird. Obwohl dieser Stein weder bei uns noch im Ausland selten ist, erreicht er doch nirgends die vorzüglichen Eigenschaften des bei Zöblitz gewonnenen Serpentins. Zu vielerlei Zwecken brauchbar, wird dieser schöne Stein doch am meisten zu kunstgewerblichen Gegenständen verarbeitet.

Es ist ein Segen, daß wir in der Heimaterde einen so



Abfahren der Marmorblöcke mittels Lokomobile aus einem Juramarmorbruch der Firma „Marmorbrüche Weißenburg", Weißenburg in Bayern.

großen Reichtum an herrlichsten Marmorschätzen besitzen, die auch im Ausland nicht edler gefunden werden. Diese Rohstoffe sind ein Teil unseres Nationalvermögens, dessen Förderung angesichts unserer Armut jede Unterstützung verdient. Mit Recht sagt Udo von Oppen: „Machen wir sie nutzbar und sorgen wir dafür, daß aus diesen Steinen Brot werde. Brot für unsere Arbeiter und Werte für unser Volksvermögen."

Arithmogriph

				1				
			1	2	1			
		4	2	3	4	5		
	1	2	3	4	5	1	7	
5	4	7	4	5	6	7	8	9
	5	4	7	6	7	8	9	
		5	1	7	4	5		
			4	8	1			
				9				

An die Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, und zwar bezeichnen die Reihen von oben nach unten: Vokal, Stadt in Tirol, Flecken im Regierungsbezirk Düsseldorf, Stadt im Harz, Schweizer Kanton, Stadt in Schwaben, Stadt in Osthavelland, Nebenfluß des Arno, Konsonant.

Sind alle Namen richtig gefunden, so nennt die senkrechte Mittelreihe eine ehemalige Residenz. F. L. S.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Hat sich der menschliche Körper in historischer Zeit verändert?

Von Dr. Adolf Stark

Das Alter unseres Erdballs zählt nach Jahrmillionen. Die historische Zeit, das heißt jene Perioden, aus denen Urkunden irgendwelcher Art über das Dasein und die Geschichte des Menschen erhalten sind, ist, mit dem Lebensalter der Erde verglichen, ein verschwindend geringer Bruchteil, vergleichsweise kaum eine Sekunde in der Ewigkeit, kaum eine Minute im Lebensalter unseres Planeten. Und da wir wissen, daß Veränderungen an Lebewesen sich nur langsam und allmählich ausbilden, ist es von vornherein nicht recht wahrscheinlich, daß in dieser geschichtlichen Zeit der Körper des Menschen wesentliche Veränderungen durchgemacht haben sollte.

Der Volksglaube freilich widerspricht wie bei so vielen anderen Anlässen auch dieser Auffassung. Allgemein verbreitet ist die Meinung, daß die Menschen verflossener Geschlechterreihen größer und stärker gewesen seien, daß sie länger lebten, daß ihre Sinne schärfer waren. Die Forschung hat aber bewiesen, daß diese Annahmen nichts weniger als allgemein gültig sind.

Die Auffassung, daß die Menschen ursprünglich ein Riesengeschlecht gewesen seien, und sich zurückentwickelt hätten oder degenerierten, ist zwar in Sagen und Märchen aller Völker und Zeiten immer wieder zu finden. Nach Ergebnissen der Ausgrabungen ist jedoch bewiesen, daß unsere Urväter ebenso wie die Menschen in unserer Zeit körperlich recht verschieden, im Durchschnitt aber eher kleiner und schwächer waren, als die Menschen der Jetzt-

zeit. Von einem „ausgestorbenen Riesengeschlecht" ließen sich nirgends Spuren finden; es gehört ins Reich der Fabel. Vielleicht liegen seit alter Zeit auch begreifliche Irrtümer und Verwechslungen vor, weil man Knochen und Gliedmaßen gewaltiger vorsintflutlicher Tiere, die sich ja häufig fanden, in früherer Zeit als Menschenknochen deutete und daraus ein Riesengeschlecht ableitete. Noch im vorigen Jahrhundert wurden in Frankreich von einem findigen Manne die Riesenknochen des sagenhaften biblischen Königs Og von Basan gezeigt, die sich bei wissenschaftlicher Untersuchung als Mammutknochen herausstellten. Psychologisch kommt noch hinzu, daß man vergangene Zeiten immer auch für glücklicher und besser gehalten hat. Bei allen Völkern geht die Sage von einem „goldenen" Zeitalter.

Wenn die Erzählungen von Riesen und von Menschen mit Riesenkräften in früherer Zeit immer wieder auftauchten, so hat das seinen Grund wohl auch noch darin, daß die Körperkraft in früheren Tagen viel höher geschätzt wurde als in unserer Zeit. Als Kämpfe unter den Menschen noch Mann gegen Mann ausgefochten wurden, da galt große Stärke als besonders zu preisende „Tugend des Helden". Sie ist überflüssig geworden in unserer Zeit, wo die Kunst zu töten zu solcher Vollendung gediehen ist, daß Körperstärke keine vordringliche Rolle mehr spielt. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß die Menschheit körperlich schwächer geworden sei, ist falsch.

Messungen an Waffen und Rüstungen früherer Zeiten, die ja reichlich genug erhalten blieben, bewiesen dies unwiderleglich. Wir sind gewohnt, uns die eisenumhüllten Ritter des Mittelalters als Ausbund kräftiger Menschen vorzustellen. Genaue Messungen der Panzer haben aber gezeigt, daß diese Annahme unrichtig ist. Lediglich Übung,

der moderne Mensch würde sagen Trainierung, hat es bewirkt, daß die damaligen Krieger in dieser schweren Rüstung sich leichter bewegten, als dies Menschen von heute vermöchten. Dann ist es bekannt, daß die so schwer Geharnischten sich hüteten, in heißen Sommermonaten zum Kampf auszurücken, und wo es einmal nicht anders ging, traf sie in ihrem Eisenwerk der Hitzschlag.

Eine andere Frage ist es, ob der Kulturmensch nicht an Sinnesschärfe eingebüßt habe, eine Veränderung seiner Organe also in dieser Richtung nachweisbar ist. Zweifellos verfügt der Naturmensch über schärfere Sinne. Aber das ist nur auf die gesteigerte Notwendigkeit zurückzuführen, seine Sinne zum Schutze im Kampfe ums Dasein zu gebrauchen. Es hat sich gezeigt, daß Europäer, welche zum Naturleben zurückkehrten, wie die Trapper Amerikas im vorigen Jahrhundert, die ja den Gefahren der Wildnis ebenso trotzen mußten wie die Wilden, ihre Sinnesorgane durch Übung zu gleicher Schärfe entwickelt haben. Es ist dies ein Beweis, daß die Schärfe unserer Sinne höchstens durch Nichtgebrauch geringer wird, daß sie aber nicht völlig verloren ging; welch erstaunliche Leistungen kann man an Wein- oder Teeprüfern beobachten, deren Geruchs- und Geschmacksvermögen geradezu überraschend entwickelt ist.

Einzelne Ausnahmen sind freilich wissenschaftlich erhärtet. So ist der Geruchsinn des Australnegers in einer Weise ausgebildet, der ihn gleich dem Hund befähigt, Spuren zu finden und nachzugehen.

Geschichtlich berühmt gewordene Leistungen, wie der berühmte Lauf des Atheners von Marathon in seine Vaterstadt, sind im heutigen Sportleben durchaus nichts Außergewöhnliches und zeigen, daß wir das gleiche leisten können, wie die Menschen vor zwei Jahrtausenden.

Die Forschung konnte also keinen Beweis dafür erbringen, daß der menschliche Körper in geschichtlicher Zeit sich veränderte. Insbesondere ist die Annahme einer Schwächung, einer Degeneration der Menschheit nicht haltbar. Eher dürfte das Gegenteil richtig sein, da das Fortschreiten der Hygiene zahlreiche Schädlichkeiten beseitigt hat. Wenn wir das Lebensalter, das Menschen in früheren Zeiten erreichten, mit den Durchschnittsaltern der Menschen unserer Zeit vergleichen, so ergibt sich, daß wir heute ein langlebiges Geschlecht sind.

Rösselsprung

		Wenn	lie-	sie-	mu-		
	hilf-					ban-	
	in	er-	gen	gen	zu-	fik	
weiß	den	reich	ze	nen	ge	rem	das
	will	der	har-	fil-	mit	ob-	
lei-	klang		ih-	her-		drang	ih-
			ber-	tem			

K., R.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Unsere Nutzfische

Von Fr. Ludwig Staby

Der beste und natürlichste Ersatz für Fleisch war immer und ist ganz besonders in der jetzigen Zeit der Fisch in allen seinen außerordentlich zahlreichen Arten. Fische sind ein vorzügliches, gut bekömmliches Nahrungsmittel, und wenn sie auch bei den steigenden Preisen aller Dinge ebenfalls teuer geworden sind, so ist, mit Ausnahme besonders bevorzugter Arten, ihr Preis doch lange nicht so hoch wie der des Fleisches, das für den Durchschnittsdeutschen unerschwinglich geworden ist. Für den achten bis sechsten Teil des Fleischpreises ist im allgemeinen guter Schellfisch und Kabeljau zu haben, und manche Süßwasserfische sind auch nicht teurer; es brauchen ja nicht Aal, Hecht, Lachs oder Forellen zu sein. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß nicht nur die Seefische im Binnenlande in immer größerem Umfange gegessen werden, sondern daß auch die in früheren besseren Zeiten wenig geachteten Süßwasserfische mehr als bisher zur Ernährung dienen und das Vorurteil, das in manchen Gegenden grundlos gegen sie besteht, endlich aufgegeben wird.

Von den Seefischen kommen außer Heringen und Sardinen besonders Schellfisch, Kabeljau und die verschiedenen Flachfischarten, wie Flundern, Steinbutten und Seezungen auf den Markt. Von dem allbekannten Hering sei nur erwähnt, daß der Segen des Meeres gerade in dieser Fischart seinen Höhepunkt erreicht, da geradezu unglaubliche Mengen dieses Fisches gefangen und an den Markt gebracht werden, Mengen, von deren gewaltiger Größe sich der Unkundige gar keinen Begriff machen kann.

Über zehn Milliarden Heringe werden jährlich gefangen, von denen auf den Verbrauch Deutschlands in normalen Zeiten etwa fünfhundert Millionen entfallen. Nicht entfernt so groß, aber doch noch immer ganz bedeutend ist der Verbrauch von Kabeljaus, die namentlich in getrocknetem Zustande, als Klipp- und Stockfisch, in vielen Ländern außerordentlich beliebt sind. Wenn die Laichzeit dieses Fisches eintritt, erscheint er in riesigen Massen an geeigneten flachen Stellen des Meeres, so an den Lofoten, an der Doggerbank bei England und vor allem an der Neufundlandbank. Hier bedecken die dicht aneinandergedrängten Heere des Kabeljaus ungeheure Flächen von über hundert Kilometer Länge und dreißig Kilometer Breite. Es ist also nicht zu verwundern, daß bei Neufundland allein jährlich ungefähr zweitausendfünfhundert Millionen Kabeljaus gefangen werden.

Bedeutend ist auch der Ertrag des Schellfischfanges. Alle seefahrenden Nationen, vor allem England, haben von Jahr zu Jahr anwachsende Flotten von Fischdampfern, die in den nördlichen Teilen der Nordsee, besonders aber auf den Bänken bei Island, mit großen, auf dem Meeresgrund ziehenden Schleppnetzen dem Schellfischfange obliegen und große Mengen dieses gesuchten Fisches auf den Markt bringen. Daher kommt es auch, daß man selbst mitten im Binnenlande überall diese Seefische zu einem erschwinglichen Preise kaufen kann. Da der Schellfisch ein gutes, schmackhaftes Gericht liefert, ist er am beliebtesten, steht auch immer etwas höher im Preise als der ihm verwandte, ähnlich aussehende Kabeljau. Damit der kaufenden Hausfrau hier keine Verwechslung passiert, muß sie darauf achten, daß der echte Schellfisch an jeder Seite des Leibes hinter dem Kopfe einen schwarzen Fleck von ungefähr Daumenbreite hat.

Alle Fische unseres Süßwassers, mit Ausnahme des kleinen Bitterlings und des Stichlings, sind eßbar, und wenn bisher viele Arten verachtet und als Nahrung verschmäht wurden, so muß das in der jetzigen schweren Zeit aufhören; sie sollen ebenso auf den Tisch gebracht werden, wie die bisher bevorzugten Speisefische, ja sie müßten besonders eifrig gefangen werden, da die außerordentlich hohen Preise der guten Tafelfische der minderbemittelten Bevölkerung die Möglichkeit nehmen, ein Fleischgericht auf den Tisch zu bringen.

Viele Hausfrauen haben gewiß noch nie den in unseren größeren Seen, auch in der Ost- und Nordsee häufigen Stint oder Eperlan zubereitet, und zwar aus dem Grunde, weil er einen „unangenehmen" Geruch hat. Der Stint ist ein ungefähr zwanzig Zentimeter langer, an den Seiten silberfarbener, auf dem Rücken grünlicher Fisch, der jährlich zu vielen Millionen gefangen wird. Sein Fleisch ist weiß und wohlschmeckend und der Geruch geht durch das Kochen fast verloren. In schwachem Salzwasser abgekocht und in süßsaurer Tunke zubereitet, gibt er ein gutes, schmackhaftes und billiges Gericht, da der Preis für Stinte selbst in der jetzigen Zeit der Teuerungen noch erschwinglich ist.

Die Schmerlen oder Bartgrundeln, auf dem Rücken dunkelgrüne, an den Seiten gelbliche, dunkelgefleckte, schuppenlose Fische, die sich durch sechs Bartfäden um das Maul kennzeichnen, sind zwar bisher vielfach als Angelköder für Raubfische benutzt, aber selten als menschliche Nahrung verwendet worden. Mit Unrecht, denn das zarte Fleisch schmeckt gebraten sehr gut.

Wie bei den Schmerlen, so verhält es sich auch mit dem fast grätenlosen Gründling. Er ist ein Lieblingsfutter des Hechtes, aber sein Fleisch sollten auch wir nicht

gering schätzen, da es gebraten saftig und wohlschmeckend ist. Der Gründling kommt besonders häufig auf dem sandigen Boden fließender Gewässer, aber auch in größeren Seen vor.

Bekannter als diese beiden ist der Uckelei, der fast in allen unseren Gewässern zahlreich zu finden ist und sich immer in Scharen an der Oberfläche des Wassers umhertreibt, nach allem Genießbaren schnappend. Der durch einen stahlblauen Rücken und silberweiße Seiten gekennzeichnete, fingerlange Fisch hat zwar nur mageres Fleisch, das in der Küche wenig Beachtung gefunden hat, aber nichtsdestoweniger wird gerade der Uckelei in großen Mengen gefangen und zubereitet. Die Uckelei werden gesalzen und mariniert und kommen dann vielfach unter der falschen Flagge von Sardellen oder Anschoven auf den Markt. Die Güster oder Blicke war bisher ihres trockenen Fleisches wegen wenig beliebt, mehr noch die Plötzen und Rotaugen, trotzdem sie sehr viele Gräten haben. Aber sie alle sollten jetzt neben der Karausche, dem Blei und dem Döbel als Nahrung dienen, allerdings unter der Voraussetzung, daß ihr Preis nicht, wie leider bei allen sonstigen Lebensmitteln, ungebührlich in die Höhe getrieben wird.

Von den bekannteren Süßwasserfischen steht als Nutzfisch der Karpfen an erster Stelle. Seine Zucht sollte jetzt intensiv betrieben werden, da er mit jedem Teich, der reines und warmes Wasser hat, vorlieb nimmt. Wo das Gewässer für ihn zu schlammig ist, kann auch mit Vorteil noch die Schleie gezüchtet werden, ihr weiches, wohlschmeckendes Fleisch steht dem des Karpfen nicht nach. Während die Schleie im Sommer auf den Markt kommen, ist der Karpfen nur im Herbst und Winter von großem Wohlgeschmack; leider sind beide Fische, die schon immer gute Preise hielten, jetzt zu teuer geworden.

Ein auf unseren Märkten bekannter, weil in allen Gewässern vorkommender Fisch ist der Barsch, er ist kenntlich an der dunklen Streifung der beiden Körperseiten und den spitzen Stacheln der Rückenflosse. Er ist als Bratfisch mit Recht beliebt, wenn ihn auch sein Verwandter, der Zander, an Wohlgeschmack übertrifft. Der Zander, ausgezeichnet durch schneeweißes, köstliches Fleisch, kommt in allen größeren Flüssen und vielen großen Seen unseres Vaterlandes vor, in den Rhein und in die Weser, wo er ursprünglich nicht heimisch war, ist er mit gutem Erfolg eingesetzt worden.

Zwei Raubfische, an Ansehen sowohl wie im Geschmack große Gegensätze, aber beide beliebt und überall verbreitet, sind der Hecht und der Aal. Beide Fische entwikkeln sich als gefräßige Räuber rasch; während das Fleisch des Hechtes weiß und trocken ist, gilt der Aal als der fettreichste aller Fische. Sie stehen leider heute ungeheuer hoch im Preise, besonders der Aal, der ebensoviel kostet wie die geschätztesten unserer Süßwasserfische, der Lachs und die Forelle. Der Lachs, der als Jungfisch im Quellgebiet der großen Flüsse heimisch ist, wandert bald ins Meer, wo er den größten Teil seines Lebens verbringt, nur zum Laichgeschäft zieht er wieder in seinen Heimatfluß hinauf und wird dann unterwegs in großer Menge gefangen. Der Rheinlachs ist seines köstlichen, zartrosigen Fleisches wegen besonders berühmt; leider hat der kostbare Fisch gegen frühere Zeiten, in denen er ungemein häufig war, bedeutend abgenommen, so daß er heute zu den teuersten aller Fische gehört. Die Forelle ist auch viel seltener und teurer geworden, sie beansprucht nicht nur kaltes, sondern auch reines und klares Wasser, wird also durch die so vielfach eingetretenen Verunreinigungen der Bach- und Flußläufe durch Abwässer der Fabriken

vernichtet. In den letzten Jahrzehnten ist aber der Bestand an Edelfischen in unseren Gewässern durch die künstliche Fischzucht bedeutend gehoben worden. Jährlich werden in den Brutanstalten Deutschlands viele Millionen junger Forellen und Lachse künstlich erbrütet und die jungen Fischchen in die Bäche, Flüsse, Teiche und Seen ausgesetzt, so daß manche früher gänzlich verarmten Gewässer wieder einen guten Bestand aufweisen. — Unsere Gewässer bieten uns also eine außerordentliche Fülle von Fischnahrung der verschiedensten Art, der Fang aller Fischarten sollte daher eifrig betrieben werden, um sie alle auf den Markt zu bringen, wozu heute keine Fischart als zu minderwertig anzusehen ist.

Kapselrätsel

Aus jedem der Wörter Hüttenwerk, Lindenblüte, Umschalter, Fadenkreuz, Gartenhaus, Schaltbrett, Rauchtopas, Nachtfalter, Schnürboden, Seidenspinner, Rittersporn, Spottname, Ähnlichkeit, Festzug, Assessor, Diogenes sollen drei aufeinanderfolgende Buchstaben genommen werden, welche, zu Wörtern zusammengesetzt, ein Sprichwort ergeben. „ü“ gilt zwei Buchstaben = ue.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Tauschrätsel

Wacht, Hafer, Wink, Schuld, Teil, Tal, Saal, Elbe, Saum, Wald, Rost, Mark, Bern, Pfad, Rad.

Von jedem der angeführten Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen und durch einen anderen zu ersetzen, daß neue Wörter entstehen. Die Endbuchstaben der neuen Wörter ergeben dann ein Sprichwort.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Menschenhandel in China

Die erschütternden Nachrichten, die aus den Hungergebieten Rußlands zu uns gelangen, bieten leider wenig Hoffnung auf Besserung. Im fernen Osten, aus dem neuerdings so hoch gepriesenes „Licht" unser Dunkel erhellen soll, sind Hungerepidemien leider nicht selten. In China werden in solchen Zeiten Menschen verkauft, um der Not abzuhelfen. So brach im Jahre 1910 in Ost-Schantung eine Hungersnot aus. Obwohl der Menschenhandel gesetzlich verboten ist, findet man doch Wege, die Vorschriften zu umgehen. Man bringt die Opfer auf die Märkte für den Frauenhandel, die teils ständig besucht sind, teils nach Lage der Umstände wechseln, und bietet sie dort feil. Der gewöhnliche Marktpreis bewegte sich vor 1914 zwischen zwei- bis dreihundert Mark. Es gibt Handelsreisende, die entweder auf eigene Rechnung oder als Agenten von Geschäftshäusern im Land umherziehen, Bräute suchen und abgeben, kaufen und verkaufen. Wird der Handel unmittelbar mit den Eltern abgeschlossen, so nimmt kein Mensch Anstoß daran. Die Mädchen bringen den Eltern durch ihren Verkaufspreis das Geld, mit dem sie ihre Schulden zahlen oder Getreide und Reis kaufen können. Oft wünschen die Mädchen sich selber dieses Los, weil sie hoffen, im Haus des Käufers keine Not leiden zu müssen; der ist ja meist reich und kann sich wohl eine Nebenfrau halten; so denkt man wenigstens. Kommt es anders, tröstet der Gedanke: die Eltern wollten es so; und gegen das ihr von den Eltern bestimmte Geschick wagt keine chinesische Tochter zu murren. Nun gibt es allerdings im „Land der Mitte" ebenfalls eine Frauenbewegung und zu ihren Aufgaben gehört die Erschütterung dieser Auffassung.

Aber auch Frauen werden verhandelt. Witwen ohne Knaben entfernt man gern aus dem Hause, besonders wenn die Familie arm ist; sie werden einem andern Mann zugewiesen und ihre etwa

vorhandenen Töchter an andere Leute abgegeben oder gleichfalls verkauft.

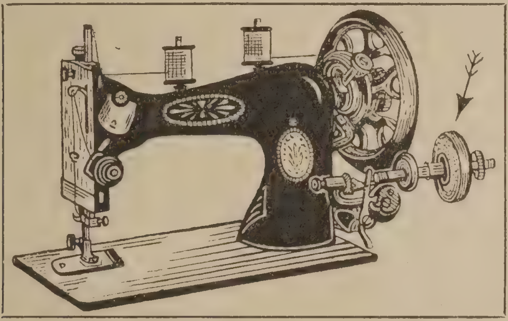
Auf den Märkten findet man aber auch verheiratete junge Frauen, wenn sie keine Knaben, sondern nur Mädchen geboren haben. In solchen Fällen verkauft der eigene Mann in Notzeiten seine Frau an einen andern; Kinder, die als Last betrachtet werden, fallen für weniges Geld an Liebhaber von Kindern. Oft wünschen die Frauen selber wegen Hunger und Not von ihren Männern getrennt und an andere verheiratet zu werden, und nicht selten geht ein solcher Handel in aller Kälte vor sich; aber es kommt natürlich auch zu traurigen Szenen, wenn allein die bittere Not zur Trennung führt.

Daß es bei solchen Verkäufen nicht an den auch sonst in der ganzen Welt üblichen Betrügereien fehlt, beweist nur, daß es eben überall und in Zeiten des Elends ganz besonders „menschelt". Es ist ein furchtbares Wort: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". W. Denn.

Schleifvorrichtung an der Nähmaschine

Bisher hatte man keine für den Hausgebrauch geeignete und hinreichend leistungsfähige Schleifvorrichtung, um stumpfgewordene Messerklingen und Scheren wieder scharf zu machen. Die mit der Hand zu drehenden kleinen Schleifmaschinen haben meist eine zu niedrige Tourenzahl, und ihre Handhabung ist zeitraubend. Jetzt ist man auf den Gedanken gekommen — den merkwürdigerweise bisher noch niemand gehabt hatte, obwohl er nahe genug lag —, die Nähmaschine mit einer Schleifvorrichtung zu verbinden. Seit einiger Zeit gibt es im Handel einen einfachen und nicht kostspieligen Apparat „Ipsi", den man, ohne Änderungen an der Nähmaschine nötig zu haben, mittels eines einfachen Zwischenstückes auf den an der Spulvorrichtung befindlichen, nach rechts zeigenden konischen Dorn aufsetzt, wodurch das Schleifen der Messer mit der Nähmaschine ermöglicht wird. Bei ruhigem Treten, wie es beim Nähen mit der Maschine üblich ist, kann man in wenigen Augenblicken eine schartige Klinge haarscharf und blank schleifen. Man kann auch statt des Schleifsteins in der kleinen

Maschine, die eine Tourenzahl von ungefähr zweitausendfünfhundert in der Minute hat, eine runde Bürste einsetzen und mit ihr Gabeln putzen, Rost an den Messern entfernen und selbst solche Stellen am Besteck reinigen, die beim Putzen mit der Hand schwer zugänglich sind. Ferner kann man eine Polierscheibe verwenden, mit der es möglich ist, Metallwaren einen Glanz wieder-



zugeben, als wären sie neu. Die Anschaffungskosten sind so gering, daß die kleine Schleifmaschine „Ipsi" sich bald bezahlt macht. H. R.

Die Furcht vor der Cholera, ein Grund ihrer Verbreitung

Im vorigen Jahrhundert wurde Europa seit 1817 in gewissen Abständen immer wieder von der Cholera heimgesucht. Die Epidemien verbreiteten sich meist auf den großen Verkehrswegen aus Asien in der übrigen Welt. Land- und Seeverkehr boten ihnen die oft rapide Verbreitung; in Hafenstädten, auf Flüssen und Landstraßen bildeten sich Herde, und es gab Orte, an denen die Cholera nie ganz erlosch. Erst die moderne Hygiene, die behördlich angeordneten und streng durchgeführten Sicherungsmaßnahmen brachten es dahin, daß das Wort seine Schrecken verlor. Nun kommen aus Rußland Nachrichten, die befürchten lassen, ähnliche Zustände könnten sich wiederholen. Darum muß bei drohender Gefahr alles getan werden, um die Grenzen zu sichern.

Das ist heute nicht mehr so leicht, denn Polen, ein zu fürchtendes Durchgangsland, ist kein moderner Staat, dort fehlen nicht nur die Einrichtungen zur erfolgreichen Abwehr epidemischer Seuchen, sondern vor allem das Verständnis für die unbedingte Notwendigkeit ihrer entschlossenen, zielbewußten Durchführung. So bleibt nur übrig, uns vor der Unvernunft und dem Unvermögen dieser Menschen möglichst und nachdrücklichst zu sichern. Käme die Cholera aber doch zu uns, so würde sie nur dort Boden finden, wo Unreinlichkeit in erster und Zuchtlosigkeit in der Befolgung von Vorschriften in zweiter Linie herrschen. Unser „Rotes Kreuz", bemüht sich bei der Linderung des Hungers in Rußland fortgesetzt auch um Seuchenbekämpfung aller Art. Und schon aus diesem Grunde sollte diese segensreiche Tätigkeit weitgehendste Unterstützung finden. Ist der mühsam aufrechterhaltene Kordon einmal durchbrochen, dann ist es zu spät.

Warum in Asien die Cholera so gefährlich ist, hat seine Gründe vor allem in betrübendster Unkenntnis der Entstehungsart dieser Seuche und ihrer Zusammenhänge mit dem sozialen Leben. Und in diesen Dingen hat sich kaum eine Änderung vollzogen. Bricht dort irgendwo die Seuche aus, so geschieht aber auch alles, um sie möglichst rasch noch weiter zu verbreiten. Die Angst, diesem Leiden zu entrinnen, trägt wesentlich zur Steigerung der Ansteckungsmöglichkeiten bei. Zustände wiederholen sich, die vor Jahrhunderten auch in Europa den „Pesten" die Wege ebneten. Ein kleines Bild aus Siam möge zeigen, was dort in Cholerazeiten geschieht. Als der Forschungsreisende Neis den oberen Mekong befuhr, einen Riesenfluß, der von den Hochebenen Tibets bis zu den Niederungen Cochinchinas Asien durchströmt, bemerkte er, daß eine große Menge kleiner Bambusflöße auf dem Strom herabtrieben, die kleine, kaum fußhohe Häuschen aus Bananenholz trugen. Die Flößchen waren mit Reis, Bananen und Stückchen Schweine- und Hühnerfleisch gefüllt. Zahlreiche Raben folgten diesen sonderbaren Fahrzeugen und stritten sich um die darauf befindlichen Nahrungsmittel. Als er die auf seinem Schiff tätigen Eingeborenen fragte, was dies zu bedeuten habe, hieß es: „Das ist ein böses Zeichen; am oberen Flusse herrscht offenbar eine an-

steckende Seuche, und diese Flöße tragen die Häuser der Geister, welche die bedrängten Anwohner auf das Wasser gesetzt haben."

Wenn in einem Dorf eine Choleraepidemie ausbricht, so errichtet man neben den Wohnungen der Kranken solche kleinen Häuschen und füllt sie mit Lebensmitteln, um sie dann abends, wenn nach dem Volksglauben ein durch das Mahl angelockter böser Geist sich in dieser Behausung eingefunden hat, auf Bambusflöße zu stellen und mit dem Strome forttreiben zu lassen. Nach der Überzeugung dieser Leute werden alle Krankheiten von Geistern hervorgerufen, die in den Leib der Menschen fahren und die man auf solche Weise loszuwerden versucht.

Bald bestätigte sich die Befürchtung der Eingeborenen. Am gleichen Tage trieben drei, in Bambus gehüllte Leichen an seinem Schiff vorbei. Vor den am Ufer liegenden Dörfern hingen Bekanntmachungen auf Bambustafeln, worauf zu lesen war, das Dorf sei verseucht. Reisenden, Kaufleuten und Beamten war bei Strafe der Zutritt verboten. Diese Vorsichtsmaßregel wird aber durch gewohnheitsmäßiges Tun und Treiben, durch Brauch und Sitte wieder außer Kraft gesetzt. Nachdem an einem Ort rasch hintereinander mehrere Menschen der Cholera erlegen waren, befahl der Gouverneur den Einwohnern, sie sollten alle Kranken ihrem Schicksal überlassen und sich in die Wälder retten.

So ging es weiter; wohin Neis kam, fand er dieselbe Konfusion. In einem größeren Dorf von mehr als dreißig Hütten war alles öde und still; vor den meisten Häusern stand ein Pfahl, der einen umgekehrten Topf trug, ein trauriges Symbol, das verkündete, daß man in diesem Hause keinen Reis mehr kocht. Wer sich noch kräftig genug fühlte, zog davon. Neben den Kranken oder Sterbenden stand etwas gekochter Reis und schalgewordenes Wasser.

Wenn unter normalen Umständen die Leichen verbrannt oder begraben werden, so ändert sich das im Falle einer Epidemie. Jeder einer Seuche Erlegene, gleichviel, ob Mandarin oder Bettler, wird in den Fluß geworfen. Die Leiche verpackt man in Bambuslatten und schnürt sie mit Rotang zusammen. An das Ganze wird ein dickes Bambusrohr festgebunden, das als Schwimmer

dient. Es ist ein Wunder, daß sich immer noch Leute finden, die jeden Morgen die Verstorbenen aus den Häusern holen und auf die eben beschriebene Weise einhüllen. Dann rudern sie in die Mitte des Stromes und werfen dort die Leichen ins Wasser. Damit wird die Cholera erfolgreich verbreitet, denn die Toten werden nicht vom Unrat gereinigt. Auch in den Häusern bleibt alles, wie es ist. Daß man die Leichen ins Wasser wirft, ist umso beklagenswerter, als die Eingeborenen meist nur Flußwasser trinken. Irgendwo werden die Leichen an den Strand getrieben, wo sie liegen bleiben; manchmal bringt man sie aber auch zum Weiterschwimmen wieder in die Strömung zurück. Zum Glück gibt es zahlreiche Krokodile, die sich darüber hermachen; Raben und Geier unterstützen sie in dieser hygienischen Tätigkeit. Neis suchte den Gouverneur davon zu überzeugen, daß es besser wäre, die Leichen zu begraben, statt sie in den Fluß zu werfen und dadurch die Seuche nur noch weiter zu verbreiten. Die Antwort war: „Das ist so der Brauch; wir haben die Cholera vom Oberlauf des Stromes erhalten und schicken sie nun weiter hinab."

Der Anblick gewisser Uferstrecken, an denen sich die angeschwemmten Leichen sammeln, erfordert starke Nerven; Krokodile zerren sie umher, Raben und Geier zerfleischen sie. Der Geruch ist pestialisch. Bei solcher, aus Unwissenheit, Furcht und Feigheit gemischten Behandlung kann es gewiß nicht wundernehmen, weshalb sich in diesen Gebieten epidemische Krankheiten so rapid verbreiten und stellenweise kaum auszurotten sind. Ausgesprochene Schmutzseuchen, wie die Cholera, finden hier auf Schritt und Tritt alle Bedingungen, um sich üppig zu entfalten und zu verbreiten.

In dem chaotischen Rußland unserer Tage, wo Millionen von verzweifelten Menschen vor dem Hunger fliehen, haben sich Zustände herausgebildet, die in gewissem Sinne besorgniserregend sind. Die Züge, in denen die armen Menschen fortgeschafft werden, sind wahre Seuchenbrutkästen. An den Strecken, die sie durchfahren, häufen sich Berge von Exkrementen und Unrat aller Art. Die Expeditionen des „Roten Kreuzes" leisten in diesen Gebieten eine gar nicht genug zu dankende, entsagungsvolle Abwehr- und

Aufklärungsarbeit. Wer dazu hilft, diese Tätigkeit zu unterstützen, hält drohende Seuchen von unserer Heimat fern. Dr. P. Sa.

Der gefährlichste Vernichter der Kartoffel

Aller Maßnahmen zum Trotz sind bei uns jährlich viele Millionen Verluste zu verzeichnen, die durch verschiedene Pflanzenschädlinge verursacht werden. Die Bekämpfung dieser Wertevernichter ist eine der wichtigsten volkswirtschaftlichen Aufgaben, die von allen Seiten unterstützt werden muß. Wir haben einen wohlorganisierten Pflanzenschutzdienst, der uns im Jahre 1914 vor dem Zerstörer unserer Kartoffel bewahrte. Nachdem das Auftreten des Koloradokäfers in Hamburg bekannt wurde, griffen die zuständigen Abwehrstellen und die Regierungsorgane sofort ein und wir blieben von der Gefahr verschont. In früheren Jahren waren wir gegen diese weniger gerüstet, und so kam es zu schweren Schäden. In Amerika trat der Koloradokäfer zuerst verheerend auf und fand vorübergehend auch in unserem Weltteil Verbreitung. Der zehn Millimeter lange, unbehaarte, etwas glänzende Käfer ist leicht zu erkennen. Seine Flügeldecken sind lichtgelb gefärbt, und auf jeder Decke trägt er je fünf schwarze Längsstreifen. Er überwintert in der Erde, legt im Mai achthundert bis zwölfhundert Eier auf die Unterseite der Blätter; nach wenigen Tagen kriechen Larven aus, um sich nach siebzehn bis zwanzig Tagen in der Erde zu verpuppen. Der nach weiteren zehn bis zwölf Tagen ausschlüpfende Käfer erzeugt Mitte Juni die zweite Generation, der im Anfang August eine dritte folgt. Die rasche Fortpflanzung erklärt, zu welch ungeheurer Plage diese Schädlinge werden können. Wo die Käfer in Massen auftreten, sind die Kartoffelfelder schon im Juli völlig kahl gefressen. Dann beginnen sie zu wandern, um weitere Zerstörung zu verursachen. Von Glück darf man sagen, wenn nur dreißig bis fünfzig Prozent der Ernte der Vernichtung anheimfallen. In Amerika nahmen diese Schädlinge so überhand, daß man den Anbau der Kartoffel zeitweise ganz einstellen mußte. Man hilft sich dort durch Bespritzen der Kartoffelfelder mit einer arsenhaltigen Flüssigkeit. Nach Europa wurden Käfer auf Schiffen mit

Waren eingeschleppt und fanden verhältnismäßig rasche Verbreitung. Nun gelangte aus den Niederlanden die Nachricht zu uns, daß dieser Käfer in Frankreich, im Departement Gironde, eine größere Fläche heimgesucht hat. Obwohl die Landesregierung gegen diese Plage einschreitet, ist es bei der starken Verbreitung trotzdem möglich, daß der Koloradokäfer auch bei uns auftreten könnte. Vorsicht ist demnach geboten! Wer irgendwo einen verdächtigen Käfer findet, sollte ihn ungesäumt der seinem Wohnort zunächst gelegenen Stelle für Pflanzenschutz übermitteln. Von dort aus erfolgen die nötigen Schritte zur Bekämpfung. Wem keine der Adressen dieser Pflanzenschutzstellen bekannt ist, der möge Mitteilungen an den Deutschen Pflanzenschutzdienst Berlin-Dahlem gelangen lassen. Damit völlige Klarheit geschaffen werden kann, ist es nötig, einen dieser Käfer mitzusenden. H. Boll.

SiLKa-Sieger-Laufkerze*

Sparen ist die Losung unserer Tage. Man hat in breiten Kreisen begriffen, daß sich eine einmalige Ausgabe lohnt, wenn es sich ernstlich darum handelt, Geld zu sparen. Und das ist nötig, da nahezu alles in hohem Grade verteuert worden ist. Die „SiLKa"-Sieger-Laufkerze, die heute vierhundert Mark kostet, darf trotzdem als das billigste Licht bezeichnet werden. Die Ausgabe macht sich bald bezahlt. Sie ist für Benzin- und Petroleumgebrauch hergestellt und bietet den schätzenswerten Vorteil, daß auch beim raschesten Gehen die Flamme nicht kleiner wird. Bei gewöhnlichem Licht oder Kerzen kommt es vor, daß man über im Wege stehende Gegenstände fällt, da man bei diesen Beleuchtungsmitteln, um den Luftzug abzuhalten, immer die Hand vorhalten muß, wodurch man entweder vor sich nichts mehr sieht, oder die Flamme außerdem gar noch ausgeht. Diese Gefahr ist bei diesem sinnreichen Apparat, der selbst bei raschem Gehen nicht erlöscht, ausgeschlossen. Billig im Gebrauch ist die „Sieger-Laufkerze" des-

* Im redaktionellen Teil müssen wir jede Nennung von Firmen vermeiden. Die Schriftleitung ist aber gern bereit, Anfragen aus dem Abonnentenkreise gegen Einsendung des Portos die Adresse der Hersteller empfohlener Apparate zu übermitteln.

halb, weil ein Liter Brennstoff fünfzig bis zweiundfünfzig Füllungen gibt. Sie ist für verschieden groß brennende Flammen einstellbar und brennt in der Stärke einer gewöhnlichen Kerze mit einer Füllung fünf bis sieben Stunden, und als Nachtlicht bei kleinster Flamme sechzehn Stunden. Außerdem kann sie als Laterne oder Siegelkerze verwendet werden. Der Apparat ist so konstruiert, daß er völlig geruchlos brennt und nicht rußt. Nach Abnehmen des Deckels erfolgt die Füllung. Der Docht soll nicht weiter als höchstens einen Millimeter über das Brennröhrchen herausragen, damit das Rauchen verhütet wird. Zur Regulierung wird die Gabel (1) beziehentlich der Gabeleinschnitt (2) auf den oberen Rand der Hülse (3) gesteckt und die Hülse (4) auf und ab gedrückt, je nachdem die Flamme größer oder kleiner gewünscht wird. Beim Gehen muß das Gabelende immer nach vorn gehalten werden, damit die Luft, welche durch die hohle Gabel strömt, den mitgeführten Sauerstoff direkt auf die Flamme führt.



Das Funktionieren der Stütze (7) bewirkt, daß die Flamme nicht kleiner wird. Die Regulierung ist einfach und sicher und verursacht in der Handhabung keinerlei Schwierigkeiten. So darf gesagt werden: SiLKa ist die billigste Kerze, sie brennt bei raschestem Gehen sehr hell, und als Nachtlicht gestellt bleibt sie bei kleinster Flamme rauch- und geruchlos. St. Kr.

Widerspruchsvoll

Auf Auktionen, zu denen sich gewöhnliche Trödler einfinden, geht es meist nicht besonders gewählt zu. Diese Leute geraten einander meist buchstäblich in die Haare. So nannte ein Trödler eine Genossin „altes Schafleder", „böse Sieben" und „alte Schachtel". Die erbitterte Megäre blieb die Antworten nicht schuldig, ja sie gab dem Mann eine schallende Ohrfeige. Tumult entstand. „Los mit der Auktion," riefen ein paar Leute. Der Geschlagene drängte hinaus, er wollte zu Gericht gehen und die Frau verklagen. Beruhigend rief der Auktionator: „Bleiben Sie doch lieber da! Es kommen Sachen zum Gebot, die Sie gewiß gern haben möchten." Entrüstet rief der Trödler: „Ich pfeif' auf eine Auktion, wo zugeschlagen wird, bevor man geboten hat." O. Brä.

Des Kurpfuschers Kernweisheit

Solange es Menschen gibt, werden sich unter ihnen immer solche finden, die es verstehen, aus ihrer Beschränktheit Vorteil zu ziehen und ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. So hatte sich ein Kurpfuscher in den Ruf gebracht, ein ganz besonderes Geschick im Erkennen der Ursache von Magenleiden zu besitzen. Er sagte seinen Patienten immer ganz genau voraus, daß ein bestimmter Fremdkörper der Anlaß zu dem augenblicklichen Leiden sei. So pflegte er zu behaupten, im Magen befänden sich Apfelkerne, ein Kirschkern, oder, wenn der Hilfesuchende ein Jagdfreund war, einige Schrote. Und er behielt immer recht. Hatte er bestimmte Pillen verschrieben, und wurde danach der Kot untersucht, so fand sich seine Voraussage bestätigt. Der Ruhm des Pfuschers wuchs immer mehr an, und er fand kaum Zeit für die Patienten, die sich bei ihm einfanden. Ein Mann, der sich bei ihm untersuchen ließ, erfuhr von ihm, die Ursache seines Leidens sei ein Apfelsinenkern, den er verschluckt habe. Trotzdem der Magenleidende versicherte, in sechs Jahren keine Apfelsine gegessen zu haben, blieb der Quacksalber bei seiner Diagnose und verschrieb dem ungläubigen Patienten Pillen. Siehe da, man fand die Apfelsinenkerne. Es wurde eine zweite Dosis Pillen genommen und der gleiche Erfolg er-

zielt. Der Patient zweifelte aber immer noch; die Geschichte erschien ihm gar nicht geheuer. Endlich kam er auf den Gedanken, eine der Pillen aufzuschneiden und siehe da, das Geheimnis löste sich, in der Pille fand sich ein — Apfelsinenkern. Frecher und plumper konnte man gläubige Menschen kaum betrügen. Aber es finden sich eben immer wieder Leute jener unsterblichen Art, die bekanntlich „nie alle wird". R. Jäck.

Unbegreiflich

Ein Bauer, der regelmäßig in die Stadt zum Markt kam, stand bei seinem Wagen und sah, wie die Waisenkinder vorbeigeführt wurden. Er sah dem Zug so lange nach, bis alle um die Ecke verschwunden waren und brummte dann vor sich hin: „Weiß der Kuckuck, ich komm' nun schon an die zwanzig Jahre in die Stadt, aber die Bälger werden ihr Lebtag nicht größer; so hab' ich sie schon gesehen, wie mein Vater selig noch lebte." O. Gna.

Volksstimme ist Gottes Stimme

Die Begeisterung fand und findet mannigfache Formen des Ausdrucks. So nehmen ein paar Mann einen siegreichen Boxer, Radfahrer oder sonstigen Sportler auf die Schultern und tragen ihn beglückt umher. Vor Jahr und Tag geschah diese Huldigung einem Meisterboxer in Berlin. Man trug ihn vor sein Hotel. Nachher stellte sich allerdings heraus, daß ihm alles gestohlen worden war, was er als Wert am Leib getragen hatte. Diese Huldigung war demnach offenbar erheuchelt. Daß man in früherer Zeit Tänzerinnen und Primadonnen, die nach Schluß des Theaters heimfuhren, die Pferde vom Wagen spannte und begeistert an der Deichsel zog, ist bekannt. Das geschah einst auch in Wien. Die umjubelte Sängerin warf während der wunderlichen Fuhre Blumen aus dem Wagen. Da rief ein Mann aus dem Volk: „Schmeißen S' doch lieber Heu 'runter für d' Ochsen!" A. Hol.

Wortspiel

In einer Gesellschaft hatte man sich eine Weile mit allerlei mehr oder weniger drolligen Wortspielen unterhalten. Da fragte ein Jurist einen Arzt: „Was ordnen Sie bei einem Beinbruch an

und was bestimme ich im Falle eines Einbruchs?" Der Gefragte brachte nichts heraus. Da klärte der Rechtsbeflissene ihn auf: „Nach einem Beinbruch ordnen Sie an, der Patient soll ein paar Wochen liegen, nach einem Einbruch verurteile ich einen Kerl so-lange zum sitzen." A. v. Br.

Auflösungen der Rätsel des 4. Bandes:

Rösselsprung S. 54:

Ein treu Gedenken, lieb Erinnern,
Das ist die herrlichste der Gaben,
Die wir von Gott empfangen haben —
Das ist der goldne Zauberring,
Der auferstehen macht im Innern,
Was uns nach außen unterging. Bodenstedt.

Pyramidenrätsel S. 127:

					W					
				T	**A**	U				
			T	A	**L**	E	R			
		K	O	N	**Z**	E	R	T		
	S	E	P	T	**E**	M	B	E	R	
W	A	S	S	E	**R**	S	T	O	F	F

Versteckrätsel S. 146: 1. **Teil**, 2. Ch**emie**, 3. **Altwei**bersommer, 4. C**hile**, 5. O**boe**, 6. Rei**sebe**cher, 7. Ge**leise**, 8. Ko**pie**, 9. **Elev**ator, 10. **Erd**e, 11. **Kerbh**olz, 12. **Beeng**ung, 13. Spieß**ruten**, 14. Hu**ssiten**, 15. L**atten** = Eile mit Weile. — Böse Beispiele verderben gute Sitten

Scherzrätsel S. 146: Gicht — Gunst.

Quadraträtsel S. 177:

A	V	A	L	U	N
V	A	L	E	N	I
A	L			D	E
L	E			I	M
U	N	D	I	N	E
N	I	E	M	E	N

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

Im redaktionellen Teil müssen wir jede Nennung von Firmen vermeiden. Die Schriftleitung ist aber gerne bereit, Anfragen aus dem Abonnentenkreise gegen Einsendung des Portos den Herstellern empfohlener Apparate zu übermitteln